

Samenkörner.

16. Bändchen.



C. Brockhaus, Elberfeld.

Baustr. 52.

Druck von A. Fastenrath in Elberfeld.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Gott will nicht den Tod des Sünders	3
Esau und Jakob	16
Stumme Boten (mit Bild)	23
„Zwei sind für mich gestorben!“	26
Nach vierzig Jahren	35
Der Durchzug durch das Rote Meer	47
Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten mitwirken (mit Bild)	55
„Wirf dein Brot hin auf's Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden.“	59
Der sterbende Soldat	68
„Alles, was mir der Vater giebt, wird zu mir kommen.“ (mit Bild)	80
Das Evangelium Gottes	89
„Ist das alles?“	95
Der glückliche Schiffszunge	101
„Ich kenne die Meinen.“ (mit Bild)	117
„Ich habe den Lauf vollendet.“	123
Der gebrechliche Knabe	126
Gerettet (mit Bild)	132
„Es ist vollbracht.“	145
Das erhörte Gebet	152
Zwei Geschichten von einem Groschen	162



Niemand

kann

zwei Herren

dienen.

Ihr könnet nicht
Gott dienen und dem
Mammon.

Matth. 6, 24.

Gott will nicht den Tod des Sünders.

Vor einigen Jahren, so erzählt ein Bote des Evangeliums, war ich längere Zeit in der holländischen Provinz Friesland beschäftigt, den Bewohnern des Landes die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande der Sünder, zu bringen. Eines Abends kam ich ermüdet von einem Ausgange zurück und freute mich darauf, in meinem Zimmer etwas ausruhen zu dürfen. Doch kaum hatte ich mich niedergesetzt, als ein mir bekanntes Dienstmädchen mit den Zeichen der höchsten Aufregung ins Zimmer trat. Als sie mich erblickte, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und schluchzend rief sie aus: „O Herr H., Welch ein Anblick!“

Ich bat die Weinende, sich auf einen Stuhl niederzulassen und mir zu erzählen, was sie in eine solche Aufregung versetzt habe. Doch es dauerte eine geraume Weile, bis sie sich soweit beruhigt hatte, um mir einen zusammenhängenden Bericht über das, was ihr begegnet war, erstatten zu können. Endlich begann sie:

„Wie Sie wissen, stehe ich in Diensten bei dem Weinhändler G. So eben nun wurde ich von Frau G. ins Armenhaus gesandt, um einem kranken Manne, der dort verpflegt wird und ein entfernter Verwandter meines Herrn ist, etwas Essen zu bringen. Ich ging hin und wurde in das Zimmer des Kranken geführt. Aber, Herr H., Welch ein Anblick! Es war herzerreißend. Der

4

krante Mann warf sich wie ein Rasender in seinem Bett hin und her. Dann plötzlich richtete er sich halb auf, seine Finger krallten sich in den Kalkputz der Wand, und er schrie in einem Tone, der mir durch Mark und Bein fuhr: „Ich gehe verloren, ich gehe ewig verloren!“ — O Herr H., der Anblick war zu entsetzlich; ich setzte meinen Korb nieder und stürzte aus dem Zimmer.

Diese Mitteilung machte auf mich einen tiefen Eindruck, und sogleich wurde der Wunsch in mir rege, den armen Menschen zu besuchen und ihm zu erzählen, daß Jesus gekommen ist, um Verlorene zu erretten. Doch wie sollte ich dies möglich machen? Der Weg dazu war mir völlig versperrt. Das Armenhaus war eine staatliche Anstalt, und da ich kein sogenannter ordinierter, oder staatlich angestellter Prediger war, so hatte ich keinen Zugang zu den Armen und Kranken, die dort gepflegt wurden. Die Sorge für das geistliche Wohl der siebenzig Bewohner des Hauses war einem, teils von der Gemeinde, teils vom Staate besoldeten, rationalistischen Prediger übertragen, und dieser hielt von Zeit zu Zeit Bibelstunden und Vorträge in dem Armenhause, worin er, wie ich wußte, seine ungläubigen Ansichten seinen Zuhörern einzupflanzen suchte. Die übrigen Prediger der Stadt hatten ebenfalls freien Zugang, aber keiner von ihnen machte von dieser Erlaubnis Gebrauch.

Als das Mädchen mich verlassen hatte, trieb es mich, meine Kniee zu beugen und für den armen Kranken zu dem Herrn zu flehen. Als ich mich erhob, stand mein Entschluß fest, wenigstens den Versuch zu machen, Zugang zu dem heilsbedürftigen Manne zu erlangen. Es begann

bereits zu dämmern, als ich das Haus verließ und langsam dem Armenhause zuschritt. Im Stillen flehte ich zum Herrn, daß Er in Seiner Gnade und Macht meine Schritte lenken wolle. Zagend ergriff ich den Schellenzug. Ich brauchte nicht lange zu warten; schon im nächsten Augenblick wurde die Thür durch ein mir bekanntes, schwachsinniges Mädchen geöffnet. Ich gab ihr meinen Wunsch zu erkennen, den kranken G. zu besuchen; und mit der außergewöhnlichen Freundlichkeit, die solchen Personen oft eigen ist, führte sie mich, ohne erst den Hausvater um Erlaubnis zu bitten, sogleich zu dem Zimmer, in welchem der Kranke, abgesondert von den übrigen Armen und Kranken, lag. Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, welche mein Herz bestürmten, als ich neben der eisernen Bettstelle stand, in welcher der arme G. lag. Ich fühlte mich unaussprechlich glücklich; da der Herr so sichtbar mein Gebet erhört hatte, wurde mir die Errettung des Kranken fast zur Gewißheit.

G. war ein großer, kräftig gebauter Mann von noch nicht 50 Jahren, mit hochgewölbter Stirn und großen blauen Augen. Sein Aeußeres wie seine Sprache verrieten trotz der ärmlichen Umgebung den gebildeten Mann. Sein Antlitz war bleich, und das Nachtlicht, das seinen fahlen Schein auf dasselbe warf, zeigte die Spuren schweren Leidens; zugleich aber hatte auch ein wüstes, zügelloses Leben diesem Gesicht seinen Stempel aufgedrückt. G. lag, wie schon gesagt, allein; nur ein alter, halblinder Mann, der ihm als Aufwärter diente, befand sich in dem Gemach.

Nachdem ich den Kranken einen Augenblick stillschweigend betrachtet hatte, beugte ich mich über ihn und erkundigte mich freundlich nach seinem Befinden.

„Es geht mir nicht gut, mein Herr,“ antwortete er; „ich bin sehr krank.“

„Und wie steht es mit Ihnen in Bezug auf die Ewigkeit?“ fragte ich weiter.

Als ich das Wort „Ewigkeit“ aussprach, war es, als ob ein scharfer Pfeil sein Herz durchbohrt hätte. Seine Augen begannen wild in ihren Höhlen zu rollen, sein Antlitz nahm den Ausdruck der höchsten Verzweiflung an, und mit einem durchdringenden Schrei rief er: „Ewigkeit! — Ewigkeit! — O dieses schreckliche Wort! — Ich gehe verloren, ewig verloren!“

Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, sagte ich zu ihm: „Wenn das wahr ist, mein Freund, daß Sie ein verlornen Sünder sind, so hat Gott mich zu Ihnen gesandt, um Ihnen eine frohe Botschaft zu bringen; um Ihnen in Seinem Namen zu sagen, daß Er, so wahr Er lebt, keinen Gefallen hat an Ihrem Tode, sondern daß Er Sie so lieb gehabt hat, daß Er Seinen eingebornen Sohn für Sie dahingab, um Sie von dem ewigen Verderben zu erretten.“

Raum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als G. seine großen Augen verzweiflungsvoll auf mich richtete und in höchster Seelenangst keuchend ausrief:

„Für mich? — Gott sollte mich lieb haben? — Er sollte mich erretten wollen? — Niemals, niemals! — Es ist unmöglich! — Nein, für mich giebt es keine Gnade. — Sie kennen mich nicht; — ich habe zwei Frauen zu Tode gequält; — ich habe“

Leser, meine Feder sträubt sich, das schreckliche Bekenntnis niederzuschreiben, welches jetzt von den Lippen dieses schuldigen Sünders floß. Niemals, nein, niemals

habe ich Ähnliches vernommen. Es war mir, als hörte ich die hoffnungslosen, verzweifelungsvollen Selbstanklagen eines für ewig Verdammten. Ein Schauer durchrieselte meine Glieder.

„Nein, nein,“ so schloß der Unglückliche, „für mich giebt es keine Gnade!“ Und indem seine Augen ängstlich durch das Zimmer liefen, fuhr er fort: „Der Teufel und seine bösen Geister quälen mich bereits; genau um 9 Uhr kommen sie, und dann muß ich unaufhörlich schreien! D! — D! . . .“

Später erfuhr ich, daß schon seit mehreren Wochen die Angst seiner durch schweres Schuldbewußtsein gefolterten Seele jeden Abend so hoch stieg, daß er stundenlang vor Angst brüllte wie ein wildes Tier. Ja, er schrie zu Zeiten so laut, daß keiner der Hausbewohner schlafen konnte.

Ich sagte ihm, daß ich Gott bitten wolle, ihm eine ruhigere Nacht zu geben. Ich kniete vor seinem Bett nieder und, während er atemlos lauschte, flehte ich zum Herrn um Gnade für diesen schuldigen Sünder und bat Ihn zugleich, die Angst und Not seiner Seele zu lindern. Dann erhob ich mich, drückte ihm die Hand und verließ, tief bewegt und in unaufhörlichem Gebet, das Haus.

Aus Mitteilungen, die mir später gemacht wurden, erfuhr ich verschiedene Einzelheiten aus G.'s Leben, die ich dem Leser mitteilen will, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre.

G. war früher ein sehr vermöglicher Butterhändler gewesen und hatte in einem der wohlhabenden Dörfer Friesland's gewohnt. Jeden Freitag fuhr er mit seinen beiden Schimmeln nach dem Markte in Veerwarden und

machte dort bedeutende Geschäfte. Doch je mehr er verdiente, desto zügelloser wurde sein Leben, desto größer seine Ausgaben. Zugleich war er eine Plage und Geißel für die Seinigen. Seine erste und auch seine zweite Frau starben aus Kummer und infolge der Mißhandlungen, die sie von ihm zu erdulden hatten. Sein Handel ging schließlich immer mehr rückwärts. Allmählich mußte er seine Pferde verkaufen und Haus und Hof mit Schulden belasten. Als endlich alles verzehrt war, ließ er sich als Soldat anwerben und ging nach den holländischen Besitzungen in Indien. Auch hier setzte er seine gottlose Lebensweise fort, kam dann nach Ablauf seiner Dienstzeit nach Holland zurück und erhielt auf die Fürsprache seiner einflußreichen Familie hin eine Stelle in einem Irrenhause. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Bald war er in dem ganzen Hause wegen seiner Ruchlosigkeit bekannt; und als er eines Tages aus reinem Mutwillen einem Kranken die Zwangsjacke angezogen und ihn dann mit einem Riemen so lange über den Kopf geschlagen hatte, bis das Blut aus Nase und Mund hervor- drang, wurde er mit Schimpf und Schande fortgejagt. Er begab sich hierauf in die Stadt, in deren Armenhaus er jetzt lag, trieb sich lange auf den Straßen und in den schlechtesten Häusern umher, preßte seiner Familie Geld ab und verübte zahllose schlechte Streiche. Endlich wurde er krank und ins Armenhaus aufgenommen. Hier erwachte sein Gewissen, und er geriet in den Zustand, in welchem ich ihn fand.

Ich kehre jetzt zu meiner Erzählung zurück. — So unbemerkt, wie ich gekommen war, verließ ich das Armenhaus wieder. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß am folgenden Tage mein Herz vor Verlangen

brannte, den Kranken wiederzusehen und weiter mit ihm über die Gnade Gottes zu reden. Ich ging denn auch wieder hin, sollte dieses Mal aber nicht so unmerklich ins Haus kommen.

Ein anderes Mädchen öffnete mir die Thür und bat mich, einen Augenblick zu warten, bis sie dem Hausvater oder der Hausmutter von meinem Begehren Kenntniß gegeben habe. Bald erschienen beide und empfingen mich wider Erwarten sehr freundlich. Der Hausvater fragte mich:

„Sind Sie derselbe Herr, der gestern den franken G. besucht hat?“

Ich bejahte es. „Dann freut es uns, daß Sie wiedergekommen sind. G.'s Zustand ist in der That ein beklagenswürdiger. Wir haben unsern Prediger gebeten, ihn zu besuchen, doch er weigerte sich und sagte: „Nehmen Sie es mir nicht übel; aber diesen Menschen kann ich nicht besuchen, er ist ein zu großer Taugenichts.“

Ach! wie arm ist der Unglaube, mein lieber Leser! Er besitzt kein Evangelium für Verlorene, keine frohe Botschaft für schuldige Sünder, keinen Heiland, keinen Erlöser für heilsbedürftige Seelen.

Von dem Hausvater und seiner Frau gefolgt, trat ich in das Krankenzimmer. Aber man denke sich meine Ueberraschung, als der Kranke sich bei meinem Anblick im Bett aufrichtete und laut ausrief: „O mein Herr! Gott ist ein Erhörer der Gebete; Er hat Ihr Gebet erhört. Ich habe eine viel ruhigere Nacht gehabt.“

Wie wunderbar groß ist die Güte Gottes! — Der Hausvater bestätigte die Worte des Kranken. Die Thatsache, daß er vierzehn Nächte hindurch fast unaufhörlich

geschrieen hatte, in der letzten Nacht aber ganz ruhig geblieben war, hatte einen tiefen Eindruck auf den Hausvater und seine Frau, ja, auf alle Bewohner des Hauses gemacht. Daher auch der freundliche Empfang, der mir zu teil geworden war. Doch am allermeisten hatte sie das Herz des Kranken selbst getroffen. Er sah darin einen Beweis von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Doch meine Leser dürfen nicht denken, daß darum seine Seelenangst von ihm gewichen wäre. Er sah im Gegenteil nichts als Berge von Sünden vor sich, und immer wieder brach er in bittere Selbstanklagen und Vorwürfe aus.

Indessen konnte ich im Hinblick auf die augenscheinliche Erhörung meines Gebets eingehender mit ihm reden von der Liebe Gottes, von der Hingabe Jesu Christi, Seines Eingeborenen, für verlorene Sünder, sowie von dem vollkommenen Sühnopfer, das auf Golgatha am Stamme des Kreuzes auch für ihn geschlachtet worden sei. Er lauschte mit angestrenzter Aufmerksamkeit; allein es sollte noch einige Zeit währen, bis das Licht der göttlichen Gnade die Finsternis seines Herzens verscheuchte.

Von jenem Tage an durfte ich G. besuchen, so oft und so lange ich wollte. Ich sprach und betete viel mit ihm; auch las ich ihm Abschnitte aus dem Worte Gottes vor, welche ich für seinen Zustand passend hielt. Und Gott sei gepriesen! meine Bemühungen waren nicht umsonst. Der Herr segnete sie. Wieder einmal erwies sich das Evangelium als die Kraft Gottes zum Heile jedem Glaubenden. Wunderbar war es mir zu sehen, wie es nach und nach Licht wurde in dem unnachteten Innern des Kranken, gleich der Sonne in dem Reiche der Natur, die erst allgemach durch den grauen Morgennebel zu

dringen vermag. Es war interessant, Tag für Tag die Fortschritte zu beobachten, welche der Unglückliche in der Erkenntnis des Weges des Heils machte, und wie er allmählich lernte, sich in einfältigem Glauben auf den unerschütterlichen Fels der Zeitalter, auf Christum, zu stützen. Satan versuchte ihn noch oft durch Zweifel aller Art, vor allem aber durch den unaufhörlichen Hinweis auf die Größe seiner Schuld. Doch vor der Macht der Gnade vermochte er auf die Dauer nicht stand zu halten. Für den Glauben ist Satan ein übermündener Feind.

Mit dem körperlichen Zustand des Kranken ging es immer mehr rückwärts. Unverkennbar waren seine Tage hienieden gezählt. An einem Freitagabend sprach ich sehr ernst mit ihm über sein herannahendes Ende und fragte ihn unter anderem:

„Glauben Sie jetzt, daß der Herr Ihnen alle Ihre Sünden vergeben hat?“

Einen Augenblick schwieg er; dann aber schluchzte er unter einem Strome von Thränen: „Vergeben hat? vergeben hat? Ach! ich kann es beinahe nicht glauben. Meine Sündenschuld ist zu groß und zu schwer!“

Ich nahm meine Bibel zur Hand und las: „Kommet denn und laßet uns rechten mit einander, spricht Jehova. Wenn eure Sünden sind wie Scharlach, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Sarmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.) Und das Neue Testament aufschlagend, fuhr ich fort: „Die Gesunden bedürfen nicht eines Arztes, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße.“ — „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten

was verloren ist.“ (Luk. 5, 31. 32; 19, 10.) „Denn Christus ist, da wir noch kraftlos waren, für Gottlose gestorben.“ (Röm. 5, 6.) Nachdem ich dann noch mit ihm gebetet hatte, verließ ich ihn.

Am folgenden Montag besuchte ich ihn wieder, und dieser Tag war ein Tag unaussprechlicher Freude. Der Jubel einer erretteten und durch Jesum erlösten Seele tönte mir schon entgegen, als ich die Thür zu dem Krankenzimmer öffnete. Wie in meinem Leben bin ich Zeuge eines solchen Schauspiels gewesen. Der Gegensatz zwischen diesem und meinem ersten Besuche war wie der Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, zwischen dem Jubel der Seligen und dem Zähneknirschen der Verdammten. Nie habe ich einen Sünder seinen Heiland so preisen und erheben hören, wie an diesem Tage. Man konnte in Wahrheit von G. sagen: „Ihm ist viel vergeben, und darum liebt er viel.“ Er ergriff meine beiden Hände und bedeckte sie mit unzähligen Küssen, während die Thränen der Freude unaufhaltsam seine Wangen hinabströmten. Dann streckte er die Arme aus und rief: „O liebevoller, teurer Heiland! Wenn Du hier wärest, so würde ich Deine Füße umarmen und Dir danken für die große Liebe, die Du einem solch gottlosen Sünder erzeigt hast.“ Er war unerschöpflich in dem Lobe seines Erretters; unaufhörlich rief er Ihn mit den zärtlichsten Namen.

Was ich in diesen Augenblicken fühlte und genoß, kann ich nicht beschreiben. Mein Herz hüpfte vor Freude und beugte sich zugleich nieder vor dem Gott aller Gnade und Barmherzigkeit.

Die einzige Tochter des Kranken war ebenfalls Zeugin dieses rührenden Auftritts, und der Hausvater

stand mit seiner Frau tiefbewegt an dem Fußende des Bettes. Der Anblick dieser Freude eines erretteten Sünders hatte sie völlig überwältigt.

In ihrer Begleitung verließ ich nach einiger Zeit das Gemach, das im wahren Sinne des Wortes zu einer Pforte des Himmels geworden war. Auf dem Hausflur angekommen, sagte mir der Hausvater: „So geht es den ganzen Tag unaufhörlich fort; G. ist ganz außer sich vor Freude.“ Die Hausmutter, welche ihrem Manne in dem Punkte der Unwissenheit über göttliche Dinge nichts nachgab, fügte hinzu: „Ich habe eine Schwester in H. wohnen, die mir oft gesagt hat, ich müsse von neuem geboren werden, um in das Reich Gottes eingehen zu können. Ich habe sie nie begreifen können; jetzt aber glaube ich, daß es eine Wiedergeburt giebt, denn G. ist ein völlig neuer Mensch geworden.“

Noch einige Tage war es dem jetzt so unaussprechlich glücklichen Kranken vergönnt, hienieden die Liebe seines Heilandes zu verkündigen und zu rühmen. Dann kam die Abschiedsstunde. Als er sein Ende herrannahen fühlte, rief er den Hausvater und dessen Frau an sein Bett und sagte:

„Ich weiß jetzt, daß ich in wenigen Stunden bei Jesu sein werde. Habt Dank für alles, was Ihr an mir gethan habt. Sagt auch dem guten Herrn H. ein herzliches Lebewohl von mir.“

Nach diesen Worten legte er sich in die Kissen zurück, und schon fünf Minuten später war sein Geist hinübergegangen in die Räume ewiger Ruhe und ungestörten Friedens. Er hatte Abschied genommen von dieser Welt, um bei Jesu zu sein und auf den glückseligen Augenblick zu warten, wann der Herr wieder-

kommen wird, um mit gebietendem Zuruf, mit der Stimme des Erzengels alle die Toten in Christo aus ihren Gräbern hervorzurufen und sie mit verherrlichten Leibern einzuführen in die Wohnungen des Vaterhauses.

Am folgenden Morgen überbrachte mir dasselbe schwachsinnige Mädchen, welches mir bei meinem ersten Besuche die Thür geöffnet hatte, die Botschaft von G.'s Tode. Ich fragte sie: „Was meinen Sie? Wo wird G. jetzt sein?“ Mit dem eigentümlichen Lächeln der Schwachsinnigen antwortete sie: „Ich glaube, er ist im Himmel, mein Herr.“

Dies war auch die allgemeine Ueberzeugung bei den Bewohnern des Armenhauses. Alle waren durch das Vorgefallene tief ergriffen; und dieser Umstand bahnte mir den Weg, um mit der stillschweigenden Erlaubnis des Hausvaters ein Jahr lang die Armen und Kranken besuchen zu können. Jeden Mittwoch brachte ich einige Stunden bei denselben zu. Gewöhnlich verweilte ich in dem allgemeinen Krankenjaal, wo mehr als dreißig schwache und leidende Personen verpflegt wurden. Es war eine gesegnete Zeit für mich, eine Zeit der Ausfaat und der stillen Arbeit. Von einem Bett zum andern gehend, sprach, las und betete ich mit den Kranken, jenachdem sie es bedurften. Oft hatte ich auch Gelegenheit, ein ernstes Wort mit dem Hausvater und seiner Frau zu reden und sie auf die Nothwendigkeit ihrer Errettung aufmerksam zu machen. Doch wohl erst vor dem Richterstuhl Christi wird es offenbar werden, wie viele der ausgestreuten Samenkörner aufgegangen sind und Frucht getragen haben zum ewigen Leben.

So verging ein Jahr, als plötzlich zu meinem großen Schmerze meiner Arbeit ein Ziel gesetzt wurde.

Wie gewöhnlich begab ich mich eines Mittwochs nach dem Armenhause, um mit den mir lieb gewordenen Kranken von Jesu zu reden. Doch ich sollte dieses Mal nicht zu ihnen gelangen. Schon an der Thür wurde ich im Namen des Vorstandes von dem inzwischen angekommenen neuen Hausvater — der alte war versetzt worden — abgewiesen. Doch so leichten Kaufes wollte ich das mir vom Herrn geöfnete Arbeitsfeld nicht fahren lassen. Ich wandte mich an den Vorstand, ja, ich begab mich in eine der monatlichen Vorstandssitzungen, um den Herren meinen Wunsch persönlich vorzutragen. Aber was ich auch vorbringen mochte, alles war vergeblich. Ich fragte unter andern, ob es billig sei, mir das zu verweigern, was einem jeden Bürger der Stadt erlaubt sei, nämlich seine Bekannten in dem Armenhause zu besuchen und mit ihnen zu reden. Doch man gab mir zur Antwort, ich käme nicht als ein gewöhnlicher Besucher, sondern in der Eigenschaft eines Religions-Lehrers. Hierauf fragte ich, ob es denn den Besuchern der Anstalt verboten sei, mit ihren Freunden über religiöse Dinge zu reden. Doch alle meine Vorstellungen und Bitten fanden kein Gehör. Die Thür wurde vor mir verschlossen — denn die Finsternis haßt das Licht.

Die Stunden indes, die ich unter der gnädigen Leitung des Herrn in dem Armenhause habe zubringen dürfen, werden mir stets unvergeßlich bleiben, und die Erinnerung an den unglücklichen, aber zur elften Stunde geretteten G. wird mir stets die herrliche Wahrheit ins Gedächtnis rufen, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um Sünder zu erretten. Möchte diese Wahrheit auch allen meinen Lesern, ob jung oder alt, köstlich werden! Ein jeder Mensch von Natur befindet

sich auf dem Wege, einem heiligen und gerechten Gott zu begegnen, einem Gott, den er in tausenderlei Weise beleidigt, dessen Gebote er übertreten und dessen Liebe er mit Haß und Feindschaft erwidert hat. Was wird das Ende sein, wenn er nicht umkehrt und sich zu dem Einzigen wendet, welcher von dem Zorne Gottes und von dem ewigen Gericht erretten kann? O, mein lieber Leser, es muß ein Ende mit Schrecken sein. Darum eile zu Jesu, so lange dir Gott in Seiner Gnade noch Zeit dazu giebt. Jesus möchte auch dein Heiland werden. Seine Arme der Liebe sind auch dir geöffnet. Komme zu Ihm, damit nicht einst an jenem Tage, wenn alle stehen werden vor dem großen weißen Throne des Gerichts, dein Name vergeblich gesucht werde in dem Buche des Lebens und du mit allen Verdammten deinen Platz findest in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt.

Esau und Jakob.

(1. Mose 27—33.)

Isaak hatte zwei Söhne. Sie waren Zwillinge; der Name des Erstgeborenen war Esau, der des Jüngeren Jakob. Esau war, wie wir lesen, rötlich, ganz wie ein härener Mantel; daher wurde er auch Esau, d. h. „behaart“, genannt. Als die Knaben heranwuchsen, zeigte sich zwischen beiden ein großer Unterschied. Esau liebte es, in Feld und Wald umherzuschweifen und dem Wilde nachzustellen, während Jakob ein stiller Mann war und sich lieber daheim, in den Zelten seines Vaters, aufhielt. Zugleich zeigt uns eine Geschichte, die uns am Ende des 25. Kapitels erzählt wird, daß Esau einen

leichtsinigen Charakter hatte. Als er eines Tages müde und hungrig vom Felde heimkam, verkaufte er seinem Bruder um ein Vinsengericht sein Erstgeburtsrecht, mit welchem damals ein großer Segen verbunden war. Aber auch Jakob ging nicht in allem den geraden Weg und bereitete sich und Anderen dadurch viel Kummer und Herzeleid. Sein Herz war nicht aufrichtig vor Gott. Er betrog und wurde betrogen. Er wurde mit derselben Sünde bestraft, welche er sich gegen Andere zu Schulden kommen ließ. Es erging ihm nicht selten nach dem Worte: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Der Herr wolle in Seiner Gnade allen meinen jungen Lesern ein aufrichtiges Herz und einen ehrlichen, wahren Sinn geben! Dem Aufrichtigen giebt Gott Gnade, aber mit dem Unaufrichtigen kann Er nicht sein. Welch eine häßliche Sache ist die Lüge! Und doch begegnet man diesem Uebel selbst schon bei den Kindern so häufig. Sie wollen sich mit der Lüge helfen und bringen sich nur ins Unglück. Auch bedenken sie nicht, daß die Lüge aus dem Teufel ist, ja, daß er „der Vater derselben“ genannt wird. (Joh. 8, 44.) Gott haßt die Lüge und muß sie bestrafen. Er kann sie nicht ungeahndet hingehen lassen. Dies sehen wir so deutlich in dem Leben Jakobs, der zwar ein Gläubiger war, aber wegen seiner Unaufrichtigkeit oft schwere Wege gehen mußte. Sein Leben ist eine ernste Warnung für alle, deren Herzen nicht aufrichtig sind.

Als Jsaak alt wurde, verlor er mehr und mehr sein Augenlicht. Da befahl er eines Tages seinem Sohne Esau, ihm ein Wildpret zu erjagen und ihm davon ein Essen zu bereiten, wie er es gern hatte. Seine Absicht war, Esau bei diesem Mahle zu segnen, weil er der Erst-

geborene war. Esau ging hin, um dem Wunsche seines Vaters nachzukommen. Rebekka aber, seine Mutter, hatte die Worte Isaaks gehört, und weil Jakob ihr Liebling war, so wünschte sie diesen Segen für ihn. Aber anstatt nun auf Gott zu warten, der schon vor der Geburt der Kinder zu ihr gesagt hatte: „Der Ältere wird dem Jüngeren dienen,“ erjann sie selbst einen Plan, um Isaak zu betrügen und den Segen, den er für Esau bestimmt hatte, Jakob zuzuwenden. Sie befahl demselben, zwei Böcklein von der Herde zu holen. Jakob that es, und Rebekka bereitete daraus ein schmackhaftes Essen, wie Isaak es gern hatte. Die Felle aber legte sie um die Hände und den Hals Jakobs; denn Esau war ein „haariger Mann“, während Jakob ein „glatter Mann“ war. Auch zog sie ihm die köstlichen Kleider Esaus an, um so die Täuschung vollständig zu machen. Dann schickte sie ihn in die Kammer zu Isaak. Anfangs weigerte sich Jakob, den Anordnungen seiner Mutter zu gehorchen, aber nicht etwa deshalb, weil er die Sünde haßte und sich vor einem Betrüge seines Vaters scheute, sondern weil er die Folgen fürchtete. „Vielleicht wird mein Vater mich betasten,“ sagte er zu seiner Mutter; „und ich werde in seinen Augen sein wie ein Spottender, und werde Fluch auf mich bringen und nicht Segen.“ (Kap. 27, 12.) Doch Rebekka beruhigte ihn mit den Worten: „Dein Fluch sei auf mir, mein Sohn! Höre nur auf meine Stimme und gehe.“

„Und er ging hinein zu seinem Vater und sprach: Mein Vater! Und er sprach: Hier bin ich; wer bist du, mein Sohn? Und Jakob sprach zu seinem Vater: Ich bin Esau, dein Erstgeborener; ich habe gethan, so wie du zu mir geredet hast. Stehe doch auf, setze dich und iß von meinem Wildpret, auf daß deine Seele mich

segne. Und Isaak sprach zu seinem Sohne: Wie hast du es denn so bald gefunden, mein Sohn? Und er sprach: Weil Jehova, dein Gott, es mir begegnen ließ.“ (B. 18—20.)

Auf diese Weise gelang der schlaue Betrug. Isaak glaubte den Worten Jakobs und segnete ihn. Aber ach! wie traurig war es, den alten, blinden Vater auf eine solch häßliche Weise zu hintergehen und sich bei der Lüge sogar noch auf Gott zu berufen! Wie zeigt uns dies das Verderben des menschlichen Herzens! Ja, meine jungen Freunde, merkt es euch, daß derjenige, welcher den Pfad der Sünde betritt, nicht beim Beginn desselben stehen bleibt. Eine Lüge geht aus der andern hervor, die erste Sünde gebiert die zweite, und so geht es unaufhaltsam fort, wenn Gott in Seiner unergründlichen Barmherzigkeit nicht ins Mittel tritt. Und denken wir nicht, daß das, was Jakob that, heute nicht mehr geschehe. Wie mancher ruft auch heute noch aus, daß Gott ihn strafen und verdammen solle, wenn dieses oder jenes nicht wahr sei, obwohl er sehr wohl weiß, daß das, was er gesagt hat, unwahr ist! Gott aber sieht und kennt den Lügner. Er hört sein falsches Zeugnis, seine lästerlichen Beteuerungen; und wenn Er den nicht ungestraft lassen will, der Seinen Namen leichtfertig im Munde führt, wie viel weniger den, der ihn zur Bekräftigung einer Lüge gebraucht! Denkt daran, meine lieben Freunde, daß Gott ein heiliger und gerechter Gott ist, und daß Er einmal alles ans Licht bringen wird, was jetzt vielleicht noch verborgen ist.

Würden Rebekka und Jakob auf Gott vertraut haben, so hätten sie sicher diesen krummen Weg nicht eingeschlagen. Sicher würde Gott Sein einmal gegebenes

Wort wahr gemacht und Seinen Vorjaß auch ohne diesen Betrug ausgeführt haben. Er ist treu und wahrhaftig, und was Er zusagt, hält Er gewiß. Die eignen Wege aber sind immer traurige Wege und führen gewöhnlich nicht nur nicht zum Ziele, sondern auch ins Verderben.

Nachdem Jakob eben von seinem Vater hinausgegangen war, da kehrte Esau mit einem Wildpret von seiner Jagd zurück. Ohne zu wissen, was vorgefallen war, bereitete er seinem Vater ebenfalls schmackhafte Gerichte und brachte sie zu ihm hinein. Isaak erschrak sehr, als er die Stimme Esaus vernahm und erkannte, daß Jakob ihn betrogen hatte; aber es war zu spät. Er konnte sein Wort nicht wieder zurücknehmen; Jakob war und blieb gesegnet. Esau weinte bitterlich; aber seine Thränen vermochten an dem Geschehenen nichts mehr zu ändern. Er erntete, was er gesäet hatte. Früher hatte er im Leichtsinne seine Erstgeburt verkauft, und so mußte er jetzt auch auf ihren Segen verzichten. Und mit großem Ernst ermahnt die Schrift, nicht dem Esau zu gleichen. Wenn es einmal zu spät ist, so können alle Thränen nichts wieder gut machen. O möchten doch alle meine Leser dieses zu Herzen nehmen! Noch währt die Zeit der Gnade, noch ergeht die freundliche Einladung an alle, zu Jesu zu kommen und Vergebung der Sünden, ewiges Heil und ewige Herrlichkeit zu empfangen. Aber bald wird es für Tausende und Millionen zu spät sein. Bald wird der Augenblick kommen, wo sie anfangen werden, draußen zu stehen und an die Thür zu klopfen und zu rufen: „Herr, thue uns auf!“ Aber der Herr wird ihnen antworten: „Weichet von mir! ich kenne euch nicht, wo ihr her seid.“ — Dann kommt alle Reue zu spät, dann sind alle Thränen umsonst. — Und warum

weinte Esau? Nicht über seine Sünden, sondern über den Verlust des Segens. In seinen Sünden beharrte er nach wie vor und beschloß jetzt sogar, seinen Bruder zu töten. So geht es von Sünde zu Sünde, so lange die Furcht Gottes nicht im Herzen ist.

Auf den Rat seiner Mutter floh Jakob nach Mesopotamien. Das war die erste Züchtigung für seine unlauteren Wege. Er mußte seine geliebten Eltern verlassen und in ein fremdes Land hinausziehen. Aber Gottes Auge wachte dennoch über ihn. Er handelte mit ihm nach Seiner reichen Gnade. Unterwegs mußte Jakob im Freien übernachten. Er nahm einen Stein zu seinem Kopfkissen und legte sich schlafen. „Und er träumte: und siehe, eine Leiter war gestellt auf die Erde, und ihre Spitze rührte an den Himmel; und siehe, Engel Gottes stiegen auf und nieder an ihr. Und siehe, Jehova stand über ihr und sprach: Ich bin Jehova, der Gott Abrahams, deines Vaters, und der Gott Isaaks; das Land, auf dem du liegst, dir will ich es geben und deinem Samen Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten überall, wo du hingehst, und will dich zurückbringen in dieses Land; denn ich werde dich nicht verlassen, bis ich gethan, was ich zu dir geredet habe.“ (Kap. 28, 12—15.) Welch eine köstliche, gesegnete Zusage! Wie gütig und gnädig ist der Herr! Dies erkannte auch Jakob, obwohl ihm die Gegenwart des Herrn zu gleicher Zeit Furcht einflößte. Denn nur wenn unser Herz uns nicht verurteilt, haben wir Freimütigkeit zu Gott und fühlen uns wohl in Seiner Nähe. Als er von seinem Schlafe erwacht war, sprach er: „Fürwahr, Jehova ist an diesem Orte, und ich wußte es nicht. Und er fürchtete sich und sprach:

Wie furchtbar ist dieser Ort! Dies ist nichts anders als Gottes Haus, und dies die Pforte des Himmels.“ (B. 16. 17.) Und den Stein, worauf er gelegen, richtete er zu einem Denkmal auf und goß Del darauf. Auch gelobte er feierlich, daß der Herr sein Gott sein solle, wenn Er ihn bewahren und ihn in sein Land zurückbringen würde.

Und der Herr hielt, wie immer, Sein Wort. Jakob blieb einundzwanzig Jahre in Mesopotamien bei Laban, seinem Verwandten, und hütete dessen Schafe. Es war ein harter Dienst für ihn; er mußte auch hier noch die Folgen seiner Sünde tragen. Auf mannigfache Weise wurde er von Laban betrogen; und der Herr ließ es zu, weil Jakobs Herz immer noch nicht ganz aufrichtig vor Ihm war. Dem Herrn, der bis auf den Grund des Herzens schaut, blieb dies nicht verborgen. Zugleich aber segnete Gott ihn reichlich. Jakob hatte; wie er selbst jagte, nichts als einen Stab, als er nach Mesopotamien zog, und bei seiner Rückkehr besaß er zwei große Herden Vieh; auch hatte er zwölf Kinder und viele Knechte und Mägde. Der Herr hatte ihn nicht vergessen noch verlassen; überall hatte Er ihn geleitet und bewahrt. Er wandte auch das Herz Esaus, daß er seinem Bruder freundlich begegnete. Ja, Er sorgte in allem für ihn. Und sicher können alle diejenigen ruhig und getrost sein, welche in allen Nöten ihre Zuflucht zum Herrn nehmen und stets auf Ihn vertrauen. O möchten dies alle meine kleinen und großen Leser durch die Gnade Gottes reichlich erfahren! Möchten sie aber auch durch die Geschichte Jakobs lernen, stets mit Aufrichtigkeit vor Gott zu wandeln!



Stumme Boten.

„Stumme Boten? — Was ist das?“ werden vielleicht manche meiner jungen Leser verwundert fragen. Nun, sehet euch einmal das obige Bildchen an, so werdet ihr wohl erraten, was ich unter „Stummen Boten“ verstehe. — Oder doch nicht? — Nun, dann will ich's euch sagen.

Ihr wißt alle, daß Gott auf mancherlei Weise zu dem Menschen redet, um ihn zum Nachdenken und zum Stillestehen zu bewegen. Denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Dem einen führt Er in allerlei schwierige Umstände, dem andern nimmt Er eines seiner geliebten Familienglieder weg, einen Dritten wirft Er aufs Krankenlager, einen Vierten endlich läßt Er durch Seine Boten auf seinen verlorren Zustand aufmerksam machen. Gott ist unermülich thätig in Seinen Bemühungen der Liebe. Er ist ein Heiland-Gott, ein Gott aller Gnade, dessen Freude es ist, ein Sünderherz glücklich zu machen. Nun giebt es der Boten Gottes vielerlei. Oft sind es lebende und redende Boten, Erwachsene und auch nicht selten Kinder; oft sind es stumme Boten, und die letzten finden häufig da Eingang, wo für die lebenden Boten die Thür verschlossen ist. Sie sind deshalb von großer Bedeutung und Wichtigkeit. — Erratet ihr's noch nicht, was ich meine? — Nun, meine jungen Freunde, unter jenen stummen Boten verstehe ich geschriebene oder gedruckte Warnungsrufe, gerichtet an das Herz des Menschen und dazu bestimmt, ihn zu bitten, seine Errettung nicht aufzuschieben, sondern heute noch zu Jesu zu eilen. Es sind mit einem Worte sogenannte „Traktate“.

Das junge Mädchen auf unserm Bilde ist gerade beschäftigt, solch stumme Boten unter Ihresgleichen zu verteilen. Der vor ihr stehende Knabe scheint bereit zu sein, eines der dargereichten Blätter in Empfang zu nehmen. Leider sind die Menschen nicht immer bereit dazu. Oft bekommt man harte und böse Worte von ihnen zu hören; oft nehmen sie einen Traktat an, um ihn im nächsten Augenblick zu zerreißen und die Stückchen in

alle vier Winde zu zerstreuen. Ach! die Feindschaft des Menschen gegen alles, was ihn an Gott und an die Ewigkeit erinnert, ist überaus groß. Darum ist es kein leichter Dienst, Traktate zu verbreiten. Es giebt dabei viele Verleugnungen und nicht selten Hohn und Spott zu ertragen. Aber zugleich läßt es der treue Gott Seinen Arbeitern nicht an köstlichen Ermunterungen fehlen. Schon manche Seele ist durch einen vielleicht gleichgültig oder gar widerwillig angenommenen Traktat zum Nachdenken gebracht und zu Jesu geführt worden; und wohl erst in der Ewigkeit wird es sich offenbaren, wie viele Herzen durch diese stummen Boten Gottes für Christum gewonnen worden sind. Ich freue mich jedesmal, wenn ich Gelegenheit finde, Traktate zu verbreiten, muß mich aber zu gleicher Zeit anklagen, daß ich so manche günstige Gelegenheit unbenuzt vorübergehen lasse. Wenn irgendwo, so gilt auch hier das Wort des Apostels: „Die gelegene Zeit auskaufend.“

Doch ihr werdet vielleicht sagen: „Was können wir aber in dieser Sache thun? Das ist doch eine Arbeit für Erwachsene.“ In gewissem Sinne habt ihr Recht; denn es gehört nicht nur Liebe zum Herrn und zu den Seelen dazu, um dieses Werk richtig und Gott wohlgefällig zu treiben, sondern auch viel Weisheit von Oben. Aber dennoch könnt ihr etwas thun — ich rede jetzt natürlich nur zu solchen von euch, die den Herrn kennen gelernt haben; denn wenn jemand den Weg zum Himmel selbst nicht kennt, so ist er ein schlechter Wegweiser. Könnt ihr z. B. nicht euern jungen Kameraden und Kameradinnen von dem guten Herrn erzählen, der eure Herzen so glücklich gemacht hat? Könnt ihr sie nicht einladen, mit euch zur Sonntagschule zu gehen? Könnt ihr ihnen

nicht hie und da ein Schriftchen, das von dem Heilande der Sünder redet, z. B. ein Heftchen der „Samenkörner“, in die Hand geben? Schon oft hat der Herr Kinder benutzt, um andere Kinder, ja selbst Erwachsene aus ihrem Sündenichlase aufzuwecken und sie zu Jesu zu führen. Aber es gehört Liebe dazu. Die Liebe ist erfinderisch. Sie findet immer Mittel und Wege, um ihren Zweck zu erreichen. Darum denkt einmal darüber nach, was ihr in dieser Hinsicht thun könnt, und bittet den Herrn, daß Er euch Mut und Weisheit dazu gebe. Der Herr Jesus will euch alle gern in Seinem Dienst gebrauchen. Darum kauft auch ihr die gelegene Zeit mit aller Sorgfalt aus.

„Zwei sind für mich gestorben!“

Der Morgen brach schön und klar über die Küste von herein. Kein Wölkchen trübte das blaue, durchsichtige Gewölbe des Himmels. Fast war es mir wie ein Traum, daß noch wenige Stunden vorher ein orkanähnlicher Wind getobt hatte. Bis kurz vor Tagesanbruch hatte der Sturm das Häuschen, welches ich mit meinen Kindern unweit des Strandes bewohnte, in seinen Grundfesten erschüttert. Große, starke Bäume waren seiner Gewalt erlegen. Zahlreiche Dachziegel lagen in den Straßen des Fischerdorfes umhergestreut, zwischen ihnen der Schutt von vielen Schornsteinen, die dem gewaltigen Druck des Windes ebenfalls nicht widerstehen können. Während der Nacht hatten wir zu wiederholten Malen Notschüsse vernommen, wenn das Brausen des Sturmes einen Augenblick nachließ; und unsre Herzen

hatten gezittert bei dem Gedanken, daß ein oder gar mehrere Fahrzeuge mit den rollenden Wogen im Kampfe liegen, und daß Männer, vielleicht auch Weiber und Kinder, in der furchtbarsten Gefahr schweben möchten. Es war fast nur zu gewiß, daß viele in der vergangenen Nacht einen schrecklichen Tod in den tobenden Wellen gefunden hatten.

Sobald ich mich erhoben hatte, begab ich mich an den Strand. Die Sonne schien so hell und warm, die See selbst gewährte einen so herrlichen Anblick mit ihren allmählich sich glättenden, im Sonnenschein blinkenden und glitzernden Wogen, die Vögel sangen so lieblich in den naheliegenden Kornfeldern, als wenn der Friede der Natur nie gestört worden wäre. Allein die am Strande weit und breit umhergestreuten Planken und Bretter gaben Kunde von dem Unwetter, das hier noch vor kurzem gewüthet hatte.

Traurig betrachtete ich diese beredten Ueberreste von so manchem stolzen Schiffe; ängstlich fragte ich mich, wie viele der kostbaren Seelen, die sich noch vor kurzem an Bord derselben befunden hatten, dem Wassergrabe entronnen, wie viele dem ewigen Tode entrissen worden sein möchten. Während ich diesen Gedanken nachhing, näherte sich mir ein wettergebräunter Seemann, eine kräftige, muskulöse Gestalt. Ich begrüßte ihn und erkundigte mich nach den Ereignissen der vergangenen Nacht. Er erzählte mir eingehend von den braven, todesmutigen Männern, die wiederholt Versuche zur Rettung der Schiffbrüchigen gemacht hatten, von den theilweisen Erfolgen ihrer Anstrengungen, aber zugleich auch von der Unmöglichkeit, allen Hilfe zu bringen. Als ich dann trauernden Herzens der vielen Unglücklichen ge-

dachte, die in dem Sturme ihr Leben verloren haben mochten, sagte er in ernstem Tone:

„Verzeihen Sie, Madame, eine offene, kurze Frage: Sind Sie selbst errettet? Ich meine: Kennen Sie Jesum, oder nicht?“

Die Frage tönte lieblich in meine Ohren; denn ich konnte dem Frager die Versicherung geben, daß sein Heiland auch der meinige sei. Und als wir uns eine kurze Zeit über die Person Dessen, der unsern beiden Herzen teuer war, unterhalten und uns gegenseitig herzlich die Hände geschüttelt hatten, fragte ich ihn, ob er schon lange diesen gesegneten Herrn kenne, und wie er zu dem Glauben an Ihn gebracht worden sei.

„Es ist jetzt beinahe fünf Jahre her,“ lautete die Antwort, „daß der Herr meinen Leib von dem Wassertode und meine Seele von dem Feuersee errettete. Nimmer werde ich jene Augenblicke vergessen, denn zwei starben für mich.“

„Zwei?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, Madame, zwei,“ erwiderte er. „Mein Heiland starb für mich vor mehr als achtzehnhundert Jahren am Stamme des Kreuzes auf Golgatha, und mein Kamerad starb für mich vor jetzt beinahe fünf Jahren an der Küste von; und das brachte mich zu meinem Heilande.“

Da er sah, daß mein Interesse in hohem Grade erregt war, so fuhr er fort:

„Es war gerade eine solche Nacht, wie die vergangene, als unser Schiff auf einen Felsen in der Nähe der Küste von geworfen wurde. Wir gaben unaufhörlich Notzeichen und feuerten Schüsse ab, um die Strandbewohner auf unsre verzweifelte Lage aufmerksam

zu machen. Endlich jahen wir, wie das Rettungsboot bemannt und in die brandenden Wogen geschoben wurde. Wir glaubten nicht, daß es eine solche See aushalten würde; aber die braven Leute versuchten es, und Gott gab ihnen Gelingen. Nach nicht allzu langer Zeit lag es an der Langseite des Schiffes. Es war eine schwere Aufgabe, bei der hochgehenden See die Weiber und Kinder, welche wir an Bord hatten, in das Boot zu bringen; doch nach vieler Mühe gelang es. Das Boot erreichte wohlbehalten das Land und kehrte mit neuer Bemannung zum zweiten Male zurück. Dieses Mal wurden die Passagiere hinabgelassen, und das Boot hielt wieder auf die Küste zu. Doch jetzt wurde es uns allen klar, daß einige von uns sterben mußten. Sollte auch das Rettungsboot noch einmal zurückkehren, so konnte es doch nicht alle Zurückgebliebenen aufnehmen, und ehe eine vierte Fahrt unternommen werden konnte, mußte das Schiff sinken. Die brüllenden Wogen rissen es allmählich in Stücke. Wir warfen deshalb Lose, um zu bestimmen, wer zurückbleiben sollte. Unter mehreren Andern traf auch mich das Los, in dem sinkenden Schiffe zu bleiben. Eine furchtbare Angst überfiel mich. „Verurteilt, zu sterben und verloren zu gehen,“ murmelte ich vor mich hin, und alle die Sünden meines ganzen Lebens traten vor mein Geistesauge. Doch ich war kein Feigling. Keiner meiner Kameraden sollte auch nur eine Ahnung von meiner Angst haben. Aber, Madame, in meinem Innern jah es schrecklich aus.

„Ich hatte einen Kameraden, der den Herrn liebte. Oft hatte er mit mir über das Heil meiner Seele geredet, aber ich hatte ihn verlacht und ihm gesagt, daß ich das Leben noch lange zu genießen hoffe. Er stand

in jener furchtbaren Nacht an meiner Seite; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn zu bitten, für mich zu Gott zu beten. Zugleich aber wunderte es mich, daß er die Gelegenheit nicht benutzte, um mir noch einmal ernstlich ins Gewissen zu reden. Später habe ich es wohl verstanden. Sein Antlitz war, wie ich mit einem schnellen Seitenblick bemerkte, ruhig und friedlich; ja, es schien mir sogar, als ob es in einem ungewöhnlichen Glanze strahle. „Du hast gut lachen,“ dachte ich ingrimmig; „Dich hat das Loß getroffen, in dem Rettungsboote ans Land gebracht zu werden.“ — Ach, mein lieber, alter Jack, wie konnte ich Dich je so falsch beurteilen! Hören Sie, Madame, was weiter geschah! Das Boot legte zum dritten Male neben dem Schiffe an. Es war die höchste Zeit. Die Leute, welche das Loß getroffen hatte, in das Boot zu steigen, begaben sich einer nach dem andern hinein. Jetzt kam die Reihe an Jack; aber anstatt zu gehen, stieß er mich vorwärts. „Gehe an meiner Stelle in das Rettungsboot, Tom,“ sagte er, „und laß mich Dich im Himmel wiederfinden, Mann! Du darfst nicht sterben und ewig verloren gehen; mit mir ist alles in Ordnung.“ Ich war wie betäubt, aber behielt noch so viel Kraft, um mich diesem edelmütigen Ansinnen zu widersetzen. Doch Jack drängte mich mit Gewalt voran; zugleich riß mich mein Nebenmann, in seinem Eifer, sein Leben zu retten, mit vorwärts, dem Boote zu. Jack hatte dies vorausgesehen und mir deshalb kein Wort davon gesagt, was er zu thun vorhatte. Einige Sekunden später befand ich mich in dem Rettungsboote. Kaum hatte sich dasselbe von dem Schiffe entfernt, so barst dieses mit gewaltigem Krachen auseinander und verschwand spurlos in den

tosenden Wellen — und Jack, mein lieber, alter Jack, mit ihm. Ich weiß, er ging zu Jesu; aber Madame, er starb für mich! er starb für mich! — Sagte ich Ihnen nicht, daß zwei für mich gestorben seien?“

Einen Augenblick hielt er inne; zwei große Thränen rollten langsam in seinen dichten Bart. Er machte keinen Versuch, sie zu verbergen. Sie waren der schuldige Tribut, welchen er der Liebe brachte, die für ihn in den Tod gegangen war. Ich selbst war tief bewegt. Sobald ich reden konnte, fragte ich: „Und nun weiter, Tom?“

„Nun wohl, Madame,“ fuhr er fort, „als ich die Trümmer des Schiffes mit meinem braven Kameraden in den Wellen verschwinden sah, da gelobte ich mir in meinem Herzen: „Wenn ich wohlbehalten ans Land komme, so soll Jack nicht umsonst für mich gestorben sein. Wenn es Gott gefällt, so will ich ihn im Himmel wiedersehen. Es muß der Mühe wert sein, einen solchen Gott zu kennen, wenn Jack für mich in den Tod ging, um mir die Gelegenheit zu geben, Ihn noch kennen zu lernen.“

„Dauerte es lang,“ unterbrach ich ihn, „bis Sie Frieden in dem Glauben an das Blut Jesu fanden?“

„Es dauerte nicht mehr lang, obwohl mir damals die Zeit sehr lang schien. Ich wußte nicht, wie ich die Sache angreifen sollte. Jack stand Tag und Nacht vor mir mit dem friedlichen Lächeln auf seinen Zügen, das ich gesehen hatte, ehe er mit dem Schiffe versank. Ich mochte wachen oder schlafen — immer glaubte ich ihn zu sehen und seine letzten Worte zu hören. Anfänglich dachte ich mehr an Jack, als an den Herrn; und wenn meine Kameraden mich aufforderten, mit ihnen zu gehen und, wie früher, mit ihnen zu trinken und mich zu be-

lustigen, so sagte ich ihnen gerade heraus: „Das kann ich nicht, Leute. Jack starb für mich, um mir Gelegenheit zu geben, den Weg zum Himmel zu finden. Ich weiß aber, daß ich auf diesem Wege nicht in den Himmel kommen kann, und ich habe dem armen, alten Jack gelobt, daß er nicht umsonst gestorben sein solle.“ Als meine Kameraden sahen, daß ich fest entschlossen war, mit meinem früheren Leben zu brechen, ließen sie mich in Ruhe, und so blieb ich mir allein überlassen. Dann dachte ich daran, mir eine Bibel zu kaufen, da ich gesehen hatte, daß Jack oft darin las, und wußte, daß sie ihm über alles teuer gewesen war. Bevor ich zu lesen begann, sprach ich ein kurzes Gebet. Ich war sehr unwissend, und ich sagte dies dem Herrn; ich sagte Ihm, daß ich den Weg nicht kenne, auf welchem ich in den Himmel gelangen und Jack wiedersehen könne, und bat Ihn, mir denselben zu zeigen.“

„Und hat Er es gethan?“

„Ja, Madame, Er hat es gethan. Ich wußte nicht, wo ich anfangen sollte zu lesen. So beschloß ich, mit dem Neuen Testament zu beginnen und so lange voran zu lesen, bis ich wüßte, wie ich errettet werden könnte. Aber ach! das Lesen brachte mich zunächst in einen schrecklichen Zustand. Als ich an das fünfte und sechste Kapitel des Evangeliums Matthäi kam, schien jeder Vers mich zu verdammen, und ich sagte endlich zu mir selbst: „Es kann nichts nützen, Tom. Für dich giebt es keine Möglichkeit, errettet zu werden; du bist zu schlecht gewesen.“ Ich schlug das Buch zu und legte es beiseite. Da plötzlich tönten die letzten Worte Jacks wieder vernehmlich in mein Ohr: „Laß mich Dich im Himmel wiederfinden, Mann!“ — Ah, dachte ich, Jack muß doch

geglaubt haben, daß es eine Möglichkeit für dich giebt, in den Himmel zu kommen, und Jack kannte Gott und seine Bibel und auch dein Leben sehr gut. — Ich nahm die Bibel wieder zur Hand und las und las. So oft ich nur einige Minuten erübrigen konnte, saß ich hinter meiner Bibel.

Endlich kam ich an die Geschichte von den zwei Räubern, die mit dem Herrn gekreuzigt wurden, und von der Errettung des einen; und ich dachte: Hier ist ein Mann, der beinahe so schlecht war, wie du bist! Ich fiel neben meiner Bibel auf die Kniee nieder und sagte: „Herr, ich bin gerade so schlecht, wie jener Räuber war; willst Du mich erretten, wie Du ihn errettet hast?“ Als ich meine Augen nach diesem kurzen Gebet wieder öffnete, fielen sie auf die Worte: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Ich betrachtete sie als eine Antwort auf mein Gebet. Ich glaubte nicht, daß ich bald sterben würde, obwohl ich es beinahe wünschte; aber ich dachte, Jesus selbst habe mir diese Worte gesandt, um mir dadurch zu sagen, daß Er mir vergeben habe. Ich sank deshalb nochmals auf meine Kniee nieder und dankte Ihm für Seine gnädige Erhörung meines Flehens. Ich war damals noch sehr unwissend, aber nach und nach erkannte ich den Weg des Heils, so wie Gott ihn in Christo Jesu bereitet hat. Anfänglich war ich nur zu Jesu gekommen und hatte an Ihn geglaubt, ohne daß ich mir klar bewußt war, auf welche Weise meine Sünden hinweggethan werden konnten. Aber trotzdem zweifelte ich keinen Augenblick an meiner Errettung. Gott selbst hatte mir die Gewißheit gegeben, daß ich nicht verloren gehen würde.

„Sie werden sich vielleicht wundern, Madame, wie

ich so unbekannt mit dem Worte Gottes sein konnte. Sie werden es aber verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine Eltern früh verlor, und daß niemand mich in meiner Jugend in den göttlichen Wahrheiten unterwies. Und als ich größer und älter wurde, ging ich zur See und hörte jetzt erst recht nichts mehr von Gott und Seinem Worte. Nie hatte ich in der Bibel gelesen. Ich glaubte, man käme dadurch in den Himmel, daß man ein neues, gesittetes Leben beginne, lange Gebete hersage und sich mit Tod und Ewigkeit beschäftige. Es war auch meine Absicht, einmal besser zu werden. Dann aber starb Jack für mich, und das brachte mich zu ernstem Nachdenken. Und wie ich Ihnen schon sagte, nicht lange nach jenem Tage, an welchem ich die Gewißheit meiner Errettung erhielt, lernte ich den ganzen gesegneten Weg des Heils kennen. Gott selbst belehrte mich aus Seinem theuern Worte, daß Jesus an meiner Statt gestorben ist und durch Sein kostbares Blut alle meine Sünden hinweggethan hat; daß jetzt statt meiner Sünden Sein Blut auf mir ist, daß ich zu Ihm gebracht bin und bald zu Ihm kommen werde, weil Sein Blut von aller Sünde reinigt. Ich weiß jetzt, daß ich meinen alten, lieben Jack im Himmel wiedersehen werde. Denn meine Sünden, die mir den Weg in den Himmel versperreten, sind hinweggethan. Anfänglich stand das Wassergrab Jacks zwischen mir und meinem früheren schlechten Leben; jetzt aber steht ein anderer Tod, der Tod unsers gepriesenen Herrn selbst, zwischen mir und allen meinen Sünden. Denn Er starb gerade für diese Sünden. O welche Freude erfüllte mein Herz, Madame, als ich allmählich das Werk Christi in seiner ganzen Fülle und Vollkommenheit kennen lernte! Jetzt fühle ich, daß ich mir nicht

mehr selbst angehöre. Mein irdisches Leben ist durch Sein Blut erkaufte, und durch dasselbe Blut ist mir auch das ewige Leben zu teil geworden."

Mit diesen Worten schloß der Seemann seine rührende Erzählung, welcher ich bis zum Ende hin mit dem höchsten Interesse gelauscht hatte. -- Und nun erlaube mir, mein Leser, dieselbe Frage an dich zu richten, die der Seemann an mich stellte: „Bist du errettet? Ich meine: Kennst du Jesum, oder nicht?“ — Und wenn du vor Gott antworten kannst: „Ich bin errettet durch das Blut Jesu und für alle Ewigkeit in Sicherheit gebracht,“ so laß mich dir die Stelle ans Herz legen, welche mir die Schlußworte des Seemanns ins Gedächtnis riefen:

„Ihr seid nicht euer selbst. Denn ihr seid um einen Preis erkaufte. Verherrlicht nun Gott an euerm Leibe!“
(1. Kor. 6, 19. 20.)

Nach vierzig Jahren.

1.

Es war anfangs der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts, als sich ein Trupp junger Leute, größtenteils Maurer ihres Handwerks, anschickte, die lieblichen Fluren des damaligen Herzogtums Nassau zu verlassen, um in den industriereichen Städten Rheinlands und Westfalens Arbeit zu suchen. Heute noch ziehen jedes Frühjahr Scharen von Handwerkern aus den nassauischen und hessischen Dörfern in die umliegenden Provinzen hinaus, da sie daheim nicht Arbeit und Verdienst genug finden können. Unter dem genannten Trupp befanden sich auch zwei Brüder, die wir Arnold und Peter nennen wollen.

3*

Beide waren Maurer und standen in der Blüte ihrer Jahre. Da man damals erst anfing, Eisenbahnen zu bauen, so mußte die Reise zu Fuß gemacht werden. Der Weg ging durch das sogenannte Siegerland, an Altena und Hagen vorbei, dem Wuppertbale zu. Allmählich verminderte sich die Zahl der Wandernden; hier und dort fanden einer oder mehrere lohnende Arbeit. Nach einigen Tagen gelangte man nach Schwelm, einem kleinen Städtchen Westfalens, das den meisten meiner jungen Leser, wenigstens dem Namen nach, bekannt sein wird. Da hier gerade ein großes öffentliches Gebäude errichtet wurde, so blieben die meisten, darunter auch unsre beiden Brüder, zurück und wurden von dem Leiter des Baues, einem christlichen Manne, namens M., in Arbeit genommen.

Die Fundamente waren bereits gelegt, und bald wuchs der Bau rüstig in die Höhe. Die beiden Brüder halfen als tüchtige Maurer wacker mit. Nicht lange nach ihrer Ankunft mußten schon die sogenannten Gerüste rund um das Gebäude aufgerichtet werden, ohne welche, wie meine jungen Freunde oft genug gesehen haben werden, ein hohes Haus nicht gemauert werden kann. Dieselben dienen den Mauerleuten zum Standort, und zugleich werden die zum Bau nötigen Materialien, wie Steine, Mörtel zc., auf ihnen gelagert. Je mehr das Gebäude wächst, desto höher müssen natürlich auch die Gerüste aufgeführt werden, und es läuft dem Zuschauer nicht selten ein kalter Schauer über den Rücken, wenn er die Maurer und Zimmerleute in schwindelnder Höhe hantieren, oder die Handlanger auf langen, schwankenden Leitern die schweren Ziegelsteine hinauftragen sieht. Doch ist die Sache bei gehöriger Vorsicht und bei genügend

festem Bau der Gerüste nicht gerade so gefährlich, wie sie sich ansieht. Leider aber werden die Arbeiter durch die Gewohnheit oft so gleichgültig gegen die Gefahr, daß sie die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen; und schon manches Menschenleben ist durch solche Unachtsamkeit auf schreckliche Weise zu Grunde gegangen. Selten wird ein großes Gebäude aufgeführt, ohne daß das eine oder andere Unglück vorkäme.

So geschah es denn auch in Schwelm. Eines Morgens begaben sich die Maurer, wie immer, wohlgenut auf die Gerüste; die Handlanger begannen ihr beschwerliches Tagewerk, und alles schien seinen gewöhnlichen Gang zu gehen. Da plötzlich ertönte ein gewaltiger Krach; im nächsten Augenblick hörte man den dumpfen Fall mehrerer schwerer Körper: ein Teil des Gerüsts war zusammengebrochen, und zwar gerade derjenige, auf welchem unsere beiden Brüder beschäftigt waren. Beide waren aus der furchtbaren Höhe herabgestürzt und lagen anscheinend leblos am Boden. Sofort wurde die Arbeit eingestellt, und alles eilte herbei, um den beiden Verunglückten zu Hülfe zu kommen. Doch bei dem einen der Brüder, Arnold, kam alle Hülfe zu spät. Der eiligst herbeigerufene Arzt konnte nur noch seinen Tod feststellen. Er war plötzlich aus der Zeit in die Ewigkeit abgerufen worden, und zwar, so viel uns bekannt ist, ohne vorherige Umkehr von dem Wege des Verderbens, auf welchem jeder Mensch von Natur wandelt. Wie ernst, nicht wahr? Und doch geschieht dasselbe jeden Tag, ohne daß der Mensch im allgemeinen es beachtete und zu Herzen nähme. Gott wolle allen meinen jungen und alten Lesern Gnade geben, daß sie ihre Errettung nicht aufschieben, bis es vielleicht plötzlich für sie zu spät ist! Nicht umsonst er-

mahnt das Wort Gottes zu wiederholten Malen so ernst, heute zu Jesu zu eilen. Es ist schrecklich, daran zu denken, wie viele Tausende und Millionen dereinst ihren Platz in dem Feuersee finden werden, welche wiederholt eingeladen worden sind, sich mit Gott versöhnen zu lassen, die aber immer wieder aufgeschoben haben, bis sie plötzlich abgerufen wurden, ohne Zeit zu finden, ihre Sache mit Gott zu ordnen. Welch schreckliche Selbstanlagen werden dort, an dem Orte der Qual, gehört werden! Welch ein verzweiflungsvolles Rufen um Gnade wird ertönen, wenn die Thür der Gnade verschlossen ist und der Herr mit allen Seinen Heiligen erscheinen wird, um Gericht auszuüben! O möchten doch alle unbefehrten Leser dieser Zeilen erschrecken und einmal stille stehen auf ihrem Wege!

Der zweite der Brüder, Peter, war mit dem Leben davongekommen, aber so schwer verletzt, daß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Hier zeigte es sich, daß das eine Bein völlig zerschmettert war, so daß nichts anderes übrigblieb, als es abzunehmen. Nachdem die schmerzliche Operation glücklich vollzogen war, besuchte Herr M., der Leiter des Baues, den Kranken, um ihm sein Mitgefühl zu bezeigen und ihn zugleich auf das Heil seiner unsterblichen Seele aufmerksam zu machen. Aber die ernstesten Wege des Herrn hatten noch nicht vermocht, das harte Herz des Mannes zu brechen. Er hörte Herrn M. ruhig an; aber die freundlichen Worte desselben machten offenbar wenig oder gar keinen Eindruck auf ihn. Doch dieser ermüdete nicht; er fuhr fort, ihn während seines langen Krankseins häufig zu besuchen, in der Hoffnung, endlich doch noch sein Herz für den Herrn zu gewinnen. Auch verwandte er sich

bei verschiedenen wohlhabenden Familien für den Verunglückten, und es gelang ihm, eine ziemlich ansehnliche Summe für ihn zu sammeln. Allmählich heilten die Wunden desselben; das verlorne Bein wurde durch ein hölzernes ersetzt, und als der Herbst herankam, konnte er die Rückreise in seine Heimat antreten. Herr M. sah ihn schweren Herzens ziehen, denn alle seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Arm an Leib und Seele kehrte der unglückliche Mann nach Nassau zurück.

Hier angekommen, begann er ein wüstes, ausschweifendes Leben, wozu ihn die von Herrn M. gesammelte Summe in den Stand setzte. Anstatt mit dem Gelde ein kleines Geschäftchen anzufangen, wie es in der Absicht der Geber gelegen hatte, brachte er es in nicht gar langer Zeit mit Trinken und Spielen durch. Allen seinen Altersgenossen that er es im Fluchen und Schwören voraus. Doch bald war, wie gesagt, das Geld aufgezehrt, und dann kehrten Not und Mangel bei ihm ein. Kümmerlich mußte er sich ernähren, und oft fehlte es ihm an dem Nötigsten. Aber auch jetzt kam er noch nicht zur Besinnung. Ach! wie verhärtet ist das menschliche Herz! Die schwersten Schläge und Züchtigungen vermögen es nicht zu brechen.

2.

Vierzig Jahre waren vergangen. Herr M. lebte noch, obwohl er ein alter, silberhaariger Greis geworden war. Oft hatte er sich während der langen Jahre des armen, verunglückten Maurers erinnert und im Gebet seiner vor dem Herrn gedacht, oft auch Erkundigungen über ihn eingezo-gen, aber niemals etwas Bestimmtes erfahren können. So glaubte er endlich, daß der arme Krüppel gestorben sei.

Da geschah es eines Tages, daß Herr M. von einem im Weinberge des Herrn arbeitenden Freunde aus Nassau besucht wurde. Im Gespräch mit diesem kehrte das vor 40 Jahren Geschehene wieder mit solcher Lebhaftigkeit in sein Gedächtnis zurück, daß er seinen Freund bat, noch einmal Nachforschungen nach dem Verunglückten anzustellen. Dieser versprach es und erkundigte sich, nach Hause zurückgekehrt, in den benachbarten Ortshäusern, ob nicht ein alter Stelzfuß, mit Namen Peter M., dort wohne. Aber niemand konnte ihm Auskunft geben; niemand kannte einen solchen alten Mann. So gab er denn seine Nachforschungen wieder auf, in der Ueberzeugung, daß der Gesuchte wohl schon lange gestorben, oder in eine andere Gegend verzogen sein müsse.

Nach einiger Zeit, als er schon nicht mehr an die Sache dachte, kam er in ein etwas entfernter liegendes Dorf, um dort das Evangelium zu verkündigen. Nachdem sich die Zuhörer wieder entfernt hatten, bat ihn der Besitzer des Hauses, in welchem die Versammlung abgehalten worden war, mit ihm einen alten Mann zu besuchen, der tags zuvor von einem heftigen Blutsturz befallen worden sei, welcher ihn dem Tode nahe gebracht habe. Er war natürlich sofort bereit, und beide begaben sich zu dem Kranken. Lassen wir jetzt unsern Freund selbst erzählen:

Als wir das ärmliche Krankenzimmer betraten, bot sich uns ein trauriger Anblick. Auf einem niedrigen Holzstuhle saß tiefgebückt ein alter Mann mit einem Stelzfuße, neben ihm seine Krücken, und am Boden die frischen Spuren des vor kurzem erfolgten Blutsturzes. Seine Tage waren offenbar gezählt. Nach einer kurzen Begrüßung begann ich ein Gespräch mit ihm und ent-

deckte bald, daß er höchst unzufrieden war mit seiner Lage, und was das Schlimmste war, keine Hoffnung im Blick auf die Ewigkeit hatte. Von tiefem Mitgefühl ergriffen, saß ich eine Zeitlang auf einem Schemel neben ihm und flehte in der Stille zum Herrn, daß Er sich doch dieses armen, bedauernswürdigen Mannes erbarmen und mir die rechten Worte geben möge, um sein Herz und Gewissen zu erreichen.

Nach einer kurzen Pause fragte ich ihn, auf welche Weise er sein Bein verloren habe und zum Krüppel geworden sei.

„O das ist schon lange her,“ erwiderte er. „Ich bin von Hause aus Maurer und ging in meiner Jugend Jahre lang nach Westfalen oder in die Rheinprovinz, um dort Arbeit zu suchen. Das letzte Mal, vor jetzt ungefähr 40 Jahren, arbeitete ich mit einem meiner Brüder in einem westfälischen Städtchen an einem großen Gebäude. Eines Morgens aber brach das Gerüst, auf welchem wir beschäftigt waren, zusammen, und wir stürzten beide in die Tiefe. Mein Bruder blieb sogleich tot; ich kam mit dem Leben davon, war aber so verletzt, daß mir das Bein abgenommen werden mußte. Ich habe lange in dem dortigen Krankenhause gelegen und viele Schmerzen gehabt, wurde aber endlich als geheilt entlassen und kam nach hier zurück. Meine Beschäftigung konnte ich natürlich nicht fortsetzen und habe mich seitdem kümmerlich genug durchschlagen müssen.“

Mit wachsendem Erstaunen hatte ich diesen Worten gelauscht. Offenbar hatte mich Gott hier ohne mein Zutun den so lange vergeblich gesuchten Mann finden lassen. Um mich völlig zu vergewissern, fragte ich ihn:

„Erinnern Sie sich nicht eines Mannes, namens M., der den Bau, an welchem Sie arbeiteten, leitete?“

Nach einigem Besinnen erwiderte er lebhaft: „Ja, ja; das muß der Mann sein, der mir so viel Gutes erwiesen hat! Lebt er noch?“

„Ja,“ entgegnete ich, „er lebt noch und ist, im Vergleich mit seinem hohen Alter, noch recht rüstig. Auch erinnert er sich Ihrer noch sehr lebhaft und hat mich bei einem Besuch, den ich ihm vor einiger Zeit abstattete, dringend gebeten, mich nach Ihnen zu erkundigen.“

„Ach, der gute Mann!“ fiel der Alte ein. „Wie oft hat er mich damals besucht, als ich in meinen Schmerzen lag, wie oft hat er mich getröstet und ermuntert! Und als ich aus dem Krankenhause entlassen wurde, übergab er mir eine große Summe, die er bei Freunden und Bekannten für mich gesammelt hatte. Ja, er war ein guter Mann.“

„Aber was haben Sie mit dem Gelde angefangen?“ fragte ich. „Anscheinend sind Sie doch sehr arm?“

„Das bin ich auch,“ lautete die zögernde Antwort; „ich habe von dem Gelde keinen guten Gebrauch gemacht.“

Ich hatte schon vorher von meinem Begleiter gehört, daß der Alte ein trauriges Leben hinter sich habe, und so begann ich, an seine Worte anknüpfend, ihm sein böses Verhalten vorzustellen, in der Hoffnung, sein Gewissen aufzuwecken. Unter anderm sagte ich: „Denken Sie doch einmal darüber nach, Welch einen schrecklichen Mißbrauch Sie mit der Gnade Gottes und mit der Güte der Menschen getrieben haben! Vierzig lange Jahre hat Gott Sie seit jenem Tage, da Er so ernst mit Ihnen redete, in Langmut und Geduld getragen. Und was haben Sie gethan? Sie haben diesem Gott den Rücken gewandt, ja, wie mir gesagt worden ist, Seiner gespottet und Seinen Namen gelästert. Die Menschen haben Ihnen

Gutes erwiesen, und Sie haben es mit dem größten Un= dank belohnt, indem Sie ihr Geschenk in trauriger Weise vergeudet haben. Wie viele, ja, unzählige Sünden haben Sie während dieser langen Zeit begangen; und für alles, was Sie gedacht, geredet und gethan haben, müssen Sie Gott in Bälde Rechenschaft geben. Ihre Tage sind augen= scheinlich gezählt. Wie leicht kann es sein, daß ein neuer Blutsturz eintritt und Ihrem Leben ein plötzliches Ende macht. Und, mein lieber Freund, was dann? — Wenn Sie in Ihren Sünden sterben, so werden Sie nach einer so langen Gnadenzeit, wie Gott sie Ihnen vergönnt hat, für ewig da sein, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Denken Sie einmal mit allem Ernst darüber nach und wenden Sie sich heute noch zu Dem, der bereit ist, Sie zu erretten und Ihnen alle Ihre Sünden aus freier, unverdienter Gnade zu vergeben — zu dem Gott, der kein Gefallen hat an dem Tode des Sünders.“

Noch längere Zeit sprach ich in ähnlicher Weise mit dem Kranken; aber meine Worte schienen nur wenig Ein= druck zu machen. Endlich verließen wir ihn beschwerten Herzens. Wir konnten nichts anderes thun, als ihn Gott und Seiner Gnade anbefehlen. Ich kehrte nach Hause zurück und erfuhr mehrere Wochen nichts mehr über ihn.

Da erhielt ich eines Tages die Nachricht, daß der Alte Frieden und Vergebung gefunden habe in dem Glauben an das auf Golgatha vergossene Blut Jesu. Wie hoch ich erfreut war und wie sehr es mich trieb, den armen Krüppel noch einmal vor seinem Ende zu sehen und Zeuge seines Glückes zu sein, brauche ich kaum zu sagen. Schon am nächsten Tage begab ich mich auf den Weg zu ihm. Ich fand ihn wie das erste Mal auf seinem hölzernen Lehnstuhl sitzen. In seiner Umgebung

hatte sich nichts verändert; sie war ebenso ärmlich und unfreundlich geblieben, wie vordem. Aber wie ganz anders war die Erscheinung des Kranken selbst! Sein gefurchtes Gesicht strahlte vor Freude. Als ich eintrat, streckte er mir beide Hände mit den Worten entgegen:

„Freuen Sie sich mit mir! Ich habe Vergebung meiner vielen Sünden gefunden.“

Wieder setzte ich mich auf den niedrigen Schemel zu seinen Füßen nieder, und jetzt war nicht ich der Redende, sondern der alte, glückliche Mann. Während er bei meinem ersten Besuche auf meine eindringlichen Ermahnungen kaum eine Silbe erwidert hatte, strömten jetzt die Worte von seinen Lippen. Sein Herz war übergelb. Mit freudiger Bewegung hörte ich ihm zu. Er erzählte mir etwa folgendes:

„Als Sie mich damals verließen, war mein Herz noch ebenso hart wie immer. Doch Gottes Gnade ist unergründlich, und Er wollte sie an mir, einem solch verderbten und verhärteten Sünder, groß machen. Sie waren noch nicht lange fort, als ich fühlte, daß es in dem Zimmer kühler zu werden beginne. Ich erhob mich, um das Feuer etwas zu schüren und neues Holz aufzulegen. Mühsam schleppte ich mich zum Ofen; doch als ich die Thür desselben öffnete, verbrannte ich mich an einem Finger. Die Wunde war nicht groß, schmerzte mich aber heftig. Plötzlich fiel mir ein, daß Sie von einem Orte gesprochen hatten, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. „Ach!“ dachte ich, „wenn schon eine so kleine Brandwunde so empfindlich schmerzt, was muß es dann sein, sich für ewig an jenem Orte der Qual zu befinden!“ Diesen Gedanken konnte ich nicht wieder loswerden. Er verfolgte mich den ganzen Tag. Ich legte

mich früh zu Bett, in der Hoffnung, Ruhe zu finden. Aber in der Dunkelheit und in der Stille der Nacht schien sich meine Unruhe nur zu verdoppeln. Mein ganzes Leben mit allen seinen verlorenen Tagen, mit seinen vielen und schweren Sünden trat vor meinen Geist. Ich verlebte eine traurige, schreckliche Nacht. Zu meiner inneren Not gesellte sich noch die Angst, der Blutsturz möchte sich wiederholen und, wie Sie sagten, meinem Leben ein plötzliches Ende machen. In mir und um mich her war alles finster. So kam der Morgen, aber er brachte mir keine Erleichterung. Von Stunde zu Stunde wuchs meine Angst. Endlich ließ ich, der Verzweiflung nahe, meinen Nachbar rufen, von dem ich wußte, daß er ein Christ war. Er kam sogleich und erzählte mir viel von der Liebe Gottes, und wie Er bereit sei, selbst den größten Sünder zu begnadigen. Er wies mich hin auf das Kreuz, an welchem der Herr Jesus für solche gestorben sei, wie ich einer war; er erinnerte mich an den Räuber, der noch in der letzten Stunde seines Lebens Vergebung und Heil gefunden habe. Er ermunterte mich, zu glauben, daß auch meine vielen Sünden dort getragen und für ewig hinweggethan seien. Aber ich konnte es nicht sogleich glauben. Ich meinte, meine Schuld sei zu groß. Aber heute kann ich den Herrn für Seine unendliche Gnade und wunderbare Liebe preisen. O welcher Augenblick war es, als ich zum ersten Male erkannte, daß Christus auch für mich gekommen ist und am Kreuze alle meine Schuld bezahlt hat! Ich kann es niemandem sagen, welch eine selige Freude mein Herz erfüllte. Freuen Sie sich mit mir! Derjelbe Gott, den ich so lange betrübt, verachtet und verspottet habe, hat sich meiner in Gnaden angenommen und hat mir meine vielen,

vielen Sünden vergeben. Welch eine Gnade! Welch ein Gott!"

Die Thränen traten mir in die Augen, als ich den alten Mann in dieser Weise die Liebe seines Heilandes und die Gnade des Gottes rühmen hörte, welcher jetzt in Christo Jesu sein Vater geworden war. Wie unbegreiflich ist das Erbarmen Gottes! Er wird nicht müde, dem Verlorenen nachzugehen; und wenn der Sünder endlich durch die Wege Gottes dahin gebracht wird, Buße zu thun, so ist Freude im ganzen Himmel, Freude vor den Engeln Gottes.

Noch einige Wochen war es dem Greise vergönnt, Zeugnis von den großen Dingen abzulegen, die Gott an ihm gethan hatte. Allen, die bei ihm ein- und ausgingen, erzählte er von der Gnade, die ihm zu teil geworden war, und von dem Frieden, den sein Herz genoß. Auf seinen Wunsch versammelten sich die Gläubigen, welche an demselben Orte wohnten, wöchentlich einmal in seinem kleinen Stübchen, um mit ihm das teure Wort Gottes, welches er über alles lieb gewonnen hatte, zu betrachten und um gemeinschaftlich Den zu preisen, der so reich an Gnade ist. Durch diese Stunden wurde er immer mehr in der Wahrheit befestigt und seine Freude vermehrt.

Kurz vor seinem Ende besuchte ich ihn noch einmal. Bei dieser Gelegenheit machte ich ihn darauf aufmerksam, daß der Herr Jesus nicht allein unsre Sünden getragen und uns von der ewigen Verdammnis befreit habe, sondern daß Er auch hingegangen sei, um für die Seinigen eine Stätte im Vaterhause zu bereiten, und daß alle die Erlösten bald dort für immer bei Ihm sein würden. Zugleich las ich ihm die ersten Verse aus Joh. 14 vor. Die Worte; „Und wenn ich hingegangen bin und euch

eine Stätte bereitet habe, so komme ich wieder und will euch zu mir nehmen, auf daß, wo ich bin, auch ihr seid," erfüllten sein Herz mit überströmender Freude. Diesen köstlichen Abschnitt der Heiligen Schrift hat er geliebt bis an sein Ende. In ungestörtem Frieden und in der festen Gewißheit, bald bei Jesu zu sein, vollendete er seinen Lauf hienieden. Wenige Tage nach meinem letzten Besuch ging er ein in die Freude seines Herrn.

Der Durchzug durch das Rote Meer.

(2. Mose 14.)

Meine jungen Leser kennen gewiß alle die ernste und doch so herrliche Geschichte der Befreiung Israels aus Ägypten, wie Gott in der letzten Nacht vor dem Auszuge des Volkes alle Erstgeburt der Ägypter schlug, während das ganze Volk Israel sich in völliger Sicherheit hinter den mit dem Blute des Opferlammes bestrichenen Thürpfosten befand und das Passahmahl feierte. Das Blut des Lammes schützte sie vor allem Gericht. Der Würgengel zog vorüber, sobald er das Blut sah. Aber ach! in ganz Ägyptenland gab es nicht ein Haus, in welchem nicht ein Toter war. Der Engel des Gerichts schonte weder des Erstgeborenen Pharaos, noch des Erstgeborenen seines geringsten Knechtes, ja nicht einmal der Erstgeburt des Viehes. Welch ein schreckliches Gericht und zugleich welch ein ernstes Bild von dem Gericht am Ende der Tage, wenn des Menschen Sohn kommen wird in flammendem Feuer, um Vergeltung zu geben allen denen, die dem Evangelium Gottes nicht haben glauben und gehorchen wollen!

Infolge dieser letzten Plage entstand ein großes

Geschrei in Ägypten, und Pharao stand in der Nacht auf und ließ Mose und Aaron eilends herbeirufen und sprach zu ihnen: „Machet euch auf, ziehet weg aus der Mitte meines Volkes, sowohl ihr, als auch die Kinder Israel, und gehet hin, dienet Jehova, wie ihr geredet habt. Auch euer Kleinvieh und eure Kinder nehmet mit, wie ihr geredet habt, und gehet hin und segnet mich auch.“ (Kap. 12, 31. 32.) Ja, das ganze ägyptische Volk war von einem solchen Schrecken erfaßt worden, daß es die Israeliten drängte, eilends aus dem Lande zu ziehen; denn sie sagten: „Wir alle sind des Todes.“ Ach! was ist der eitle, stolze Mensch, wenn Gott einmal im Ernst zu reden beginnt, wenn er sich in Seiner Heiligkeit und Majestät offenbart! Er muß dann seine ganze Ohnmacht einem solchen Gott gegenüber erkennen.

So war es auch in Ägypten. Derselbe Pharao, der noch kurz vorher in seinem Hochmut des Befehls Jehovas gespottet hatte, bat jetzt die beiden Knechte Gottes, daß sie das Volk mit all ihrer Habe aus dem Lande hinausführen möchten. Und 600 000 Männer zogen wohlgeordnet mit ihren Weibern und Kindern aus. Es war in der That eine große Menge. Sie verließen das Land der Sklaverei, um in das Land der Freiheit und Ruhe einzuziehen. „Und es geschah, als der Pharao das Volk ziehen ließ, da führte sie Gott nicht den Weg durch das Land der Philister, wiewohl er nahe war; denn Gott sprach: damit es das Volk nicht gereue, wenn sie den Streit sehen, und sie nicht zurückkehren nach Ägypten.“ (Kap. 13, 17.) Wie zärtlich war der Herr für Sein Volk besorgt! Um es nicht durch den Kampf, der bei einem Zuge durch das Land der Philister nicht ausbleiben konnte, von vornherein mutlos zu machen, führte

Er es einen andern Weg. Gott kannte die schwachen, kleinmütigen Herzen der Israeliten, und Er kam ihrem Unglauben in Seiner Gnade zuvor. Welch eine Güte und Herablassung!

Und weiter lesen wir: „Und Jehova zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, sie auf dem Wege zu leiten, und des Nachts in einer Feuersäule, ihnen zu leuchten, damit sie ziehen könnten Tag und Nacht.“ (Kap. 13, 21.) Nicht wahr? unter der Leitung und dem Schutze eines solchen Führers konnte das Volk getrostes Mutes einherziehen. Der Herr des Himmels selbst ging in dieser Wolken- oder Feuersäule vor ihnen her. Er beschützte und beschirmte sie, Er zeigte ihnen den Weg und erleuchtete die Nacht um sie her, so daß sie nie im Finstern wandelten. Von Anfang ihrer Reise an ging Er mit ihnen, und Er blieb bei ihnen auf dem ganzen Wege. „Es wich nicht des Tages die Wolkensäule, noch des Nachts die Feuersäule vor dem Volke.“ (V. 22.) Unter ihrer Leitung kam das Volk bis an die Ufer des Roten Meeres und lagerte sich dort, Baal-Zephon gegenüber. (Kap. 14, 2.)

Unterdessen hatten sich der Pharao und seine Knechte von ihrem Schrecken erholt, und bald gereute es den König, daß er Israel hatte ziehen lassen. Die ernstesten Gerichte Gottes hatten ihn wohl für einen Augenblick mit Furcht und Angst erfüllt, aber sein Herz war unverändert dasselbe geblieben. Alle Wunder und Wege Gottes hatten es nicht zu brechen vermocht. O wie hart ist das Herz des Menschen, wie stolz und unbeugsam sein Sinn! Hier bei dem Pharao war die Verhärtung des Herzens zugleich ein Gericht von Seiten Gottes. Weil er nicht auf die wiederholten Ermahnungen Got-

tes horchen wollte, sondern vielmehr den Gott Israels verhöhnzte und Sein Volk schwer bedrückte, so hatte Gott ihn dahingegeben. Ja, wir lesen sogar vom Anfang des zehnten Kapitels an, daß Gott es war, der das Herz des Pharao verstockte. Wahrlich, ein ernstes Gericht! Zugleich wollte Gott an ihm Seine Macht erzeigen und ihn für alle Zeiten als ein Exempel Seines gerechten Zornes darstellen.

„Und es ward dem Könige von Ägypten berichtet, daß das Volk entflohen wäre; da verwandelte sich das Herz des Pharao und seiner Knechte gegen das Volk, und sie sprachen: Was haben wir da gethan, daß wir Israel haben ziehen lassen aus unserm Dienste?“ (Kap. 14, 5.) Und der Pharao sammelte ein großes Heer, darunter sechshundert auserlesene Streitwagen, und jagte Israel nach, und „sie erreichten sie, als sie sich gelagert hatten am Meere“. (V. 9.) Als Israel die Ägypter erblickte, kam es in große Not. Auf einen solchen Ausgang war es nicht vorbereitet. Und menschlich gesprochen war seine Lage eine ganz verzweifelte. Kein Entrinnen war möglich. Vor ihnen lag das Meer, rechts und links waren sie von untwegsamem Bergen eingeschlossen, und hinter ihnen stand der Pharao mit seinem zahlreichen und kriegsfundigen Heere. Ihre Herzen füllten sich mit Angst und Schrecken, und in ihrem Kleinglauben wandten sie sich mit dem Vorwurfe an Mose: „Hast du uns darum, weil in Ägypten keine Gräber waren, weggeholt, um in der Wüste zu sterben? Warum hast du uns das gethan, daß du uns aus Ägypten herausgeführt hast?“ Da sprach Mose, dieser treue Mann Gottes, die herrlichen, glaubensvollen Worte zum Volke: „Fürchtet euch nicht! Stehet und sehet die Rettung Jehovas, die Er euch heute schaffen wird; denn

die Ägypter, die ihr heute sehet, die werdet ihr fortan nicht mehr sehen ewiglich. Jehova wird für euch streiten, und ihr, ihr werdet stille sein.“ (V. 11—14.) Welch tröstliche Worte! Gott selbst wollte für Sein Volk streiten. Er selbst wollte sich Seines Volkes annehmen. Und wenn Er für uns ist, wer wollte dann wider uns sein? Aber obwohl Moise eine solch mutige Sprache führte, war sein Herz doch ebenfalls in großer Sorge. Es geht dies aus den Worten Jehovas an ihn hervor: „Was schreiest du zu mir? Rede zu den Kindern Israel, daß sie aufbrechen.“ (V. 15.) Obgleich Moise auf Gott vertraute, so sah er doch auf die große Gefahr und vergaß, daß der Helfer weit größer war. Wenn der Glaube im Herzen schwach ist, so kann man oft Andere trösten, und doch selbst bange und verzagt sein.

Gott selbst trat also für Sein Volk ein; und so nahe auch die Ägypter dem Volke Israel sein mochten, so konnten sie dasselbe doch nicht erreichen. Ja, die Israeliten waren in noch weit größerer Sicherheit, als wenn sie hinter den festesten Mauern gestanden hätten. Doch höret, wie dies zuging: „Und der Engel Gottes brach auf, der vor dem Heere Israels herzog, und trat hinter sie; und die Wolken säule brach auf von vorn und stellte sich hinter sie. Und sie kam zwischen das Heer der Ägypter und das Heer Israels, und sie ward dort Wolke und Finsternis, und erleuchtete hier die Nacht; und so nahte jenes nicht diesem die ganze Nacht.“ (V. 19. 20.) So wandelte Israel in dem Licht der Feuersäule, während die Ägypter dicke Finsternis bedeckte.

Wie wunderbar vermag Gott zu helfen! Das Meer mochte nach wie vor seine breiten Wogen hin-

herwälzen, die Berge sich zur Rechten und Linken steil und düster erheben, und die Ägypter hinter dem Volke herjagen — Israel war in vollkommener Sicherheit. Er, der die Meere und die Wasserquellen gemacht hat, hat alles in Seiner Hand und kann es lenken, wie Er will. Höret nur weiter. Auf Seinen Befehl streckte Mose seine Hand aus über das Meer, und „Jehova führte das Meer hinweg durch einen starken Ostwind, die ganze Nacht, und machte das Meer trocken, und die Wasser wurden gespalten. Und die Kinder Israel gingen mitten durch das Meer auf dem Trockenen, und die Wasser waren ihnen eine Mauer zur Rechten und zur Linken.“ (B. 21. 22.) Das war wahrlich ein Weg, wie sie ihn nicht erwartet hatten. Der Herr selbst in der Feuer- und Wolkensäule hinter ihnen, zu beiden Seiten Mauern von Wasser, und vor ihnen ein trockener Pfad durchs Meer. Das war wahrlich eine Erlösung durch einen „ausgestreckten Arm“ und ein Auszug „mit erhobener Hand“. (Kap. 6, 6; 14, 8.)

Die Ägypter meinten, dem Volke Gottes auf demselben Wege nachfolgen zu können. Die vielen Plagen von Jehovas Hand hatten sie um nichts weiser gemacht. In ihrem blinden Eifer und in ihrer Feindschaft gegen Gott dachten sie, dieser wunderbare Weg sei auch für sie geöffnet. Ach! wie weit kann der Mensch in seiner Blindheit gehen, wenn Gott ihn dem Teufel und seinem eigenen Willen überläßt! „Und die Ägypter jagten nach und kamen hinter ihnen her, alle Rosse des Pharao, seine Wagen und seine Reiter, mitten ins Meer.“ (B. 23.) Jetzt war der Augenblick für Jehova gekommen, um Seinen Kampf mit dem Pharao zu beginnen und ihn die Kraft Seines Armes fühlen zu lassen. „Und es geschah in der

Morgenwache, da schaute Jehova hin auf das Heer der Ägypter in der Feuer- und Wolkensäule und verwirrte das Heer der Ägypter. Und Er stieß die Räder von seinen Wagen und ließ es fahren mit Beschwerde.“ (B. 24. 25.) Dieses Entsetzen ergriff die Ägypter. Sie erkannten, daß die mächtige Hand Jehovas wider sie war. So stolz und vermessend sie vorher gewesen waren, so kleinmütig und verzagt wurden sie jetzt. „Laßt uns fliehen vor Israel,“ riefen sie, „denn Jehova streitet für sie wider die Ägypter.“ Daran hätten sie früher denken sollen. Jetzt war es zu spät. Wie konnten sie fliehen, wenn Jehova die Räder von ihren Wagen stieß? Wie konnten sie der Hand des allmächtigen Gottes entrinnen? Als Mose und Aaron zum ersten Male mit der Botschaft Gottes, Sein Volk ziehen zu lassen, vor den Pharao hingetreten waren, hatte er höhrend gefragt: „Wer ist Jehova, auf dessen Stimme ich hören soll, Israel ziehen zu lassen? Ich kenne Jehova nicht.“ Jetzt empfing er die entscheidende Antwort; jetzt lernte er diesen verachteten Jehova kennen.

Und Jehova sprach zu Mose: „Strecke deine Hand aus über das Meer, daß die Wasser zurückkehren über die Ägypter, über ihre Wagen und über ihre Reiter. Und Mose streckte seine Hand aus über das Meer, und das Meer kehrte beim Anbruch des Morgens zurück zu seiner Strömung; und die Ägypter flohen ihm entgegen; und Jehova stürzte die Ägypter mitten ins Meer. Und die Wasser kehrten zurück und bedeckten die Wagen und die Reiter der ganzen Heeresmacht des Pharao, die hinter ihnen hergekommen waren ins Meer; es blieb auch nicht einer von ihnen übrig . . . Also rettete Jehova Israel an selbigem Tage aus der Hand der Ägypter.“ (B. 26--30.)

Von ihren Bedrängern befreit, konnten die Israeliten am andern Ufer des Roten Meeres das Lied der Befreiung und den Triumphgesang über alle ihre Feinde anstimmen. O wie groß ist die Macht Gottes, wie groß Seine Liebe und Gnade gegen Sein Volk! Nicht nur stellte Er sie durch das Blut sicher, als das Gericht über ganz Agyptenland kam, sondern Er errettete sie auch für immer aus der Hand ihrer Unterdrücker.

Der Gläubige ist indes heute einer noch weit herrlicheren Errettung in Christo Jesu teilhaftig geworden. Durch Seinen Tod am Kreuze hat unser geliebter Herr alle seine Sünden hinweggethan und ihn vor jedem Gericht sicher gestellt. Er hat ihn errettet von dem ewigen Verderben. Aber das ist noch nicht alles. An dem Stamme des Kreuzes hat Christus auch den Kampf mit Satan, dem Fürsten der Finsternis, gestritten, den Sieg behalten und alle diejenigen befreit, welche durch Furcht des Todes während des ganzen Lebens der Knechtschaft unterworfen waren. Alle, die Sein sind, stehen als Befreite jenseits der Wasser des Todes und sind für immer der Sklaverei Satans entronnen. Sie können ein noch weit köstlicheres Lied der Befreiung singen. Von allen ihren Sünden gereinigt, von Gott gerechtfertigt, aus der Welt herausgenommen und von der Herrschaft der Sünde befreit, erwarten sie jetzt mit glücklichem Herzen ihren Herrn aus den Himmeln, um mit Ihm einzugehen in die Wohnungen des Vaterhauses droben. Der Herr gebe in Seiner Gnade, daß dies auch das Teil aller meiner jungen und alten Leser werden möge!

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten mitwirken.

Es war ein kalter Januartag. Der Schnee fiel in dichten Flocken zur Erde, und zolldickes Eis bedeckte Fluß und Teich. Drei Knaben, Rudolf, Eduard und Albert, befanden sich auf dem Wege zu Dr. H., einem Freunde ihres Vaters, der sie eingeladen hatte, den Nachmittag mit seinen Söhnen zuzubringen. Als sie das Haus des Arztes erreichten, fanden sie einen höchst ärmlich gekleideten Knaben weinend auf der Schwelle sitzen. Derselbe schluchzte, als wenn ihm das Herz brechen wollte.

„Was fehlt Dir, mein Junge?“ fragte das Dienstmädchen, welches den Knaben die Thür öffnete.

Doch der Kleine gab keine Antwort, sondern verbarg sein Gesicht in beide Hände und schluchzte nur noch lauter.

„Warum weinst Du denn so?“ fragte Rudolf, dessen Mitleid erregt war, freundlich.

Endlich begann der Kleine, in abgebrochenen Sätzen den Knaben den Grund seines Kummers mitzuteilen. Seine Mutter, eine in dürftigen Verhältnissen lebende Witwe, hatte ihn am Morgen mit einem Körbchen ausgesandt, in welchem sich allerlei kleine Gegenstände befanden, die er den Vorübergehenden zum Kauf anbieten sollte. Doch trotz aller Mühe hatte er den ganzen Morgen fast nichts verkauft; und als er sich, hungrig und im höchsten Grade niedergeschlagen, auf den Heimweg gemacht, hatten ihn einige böse Straßebuben aus Mitleiden eine Treppe hinabgeworfen, die in den Keller des benachbarten Hauses führte. Hierbei hatte er seinen Fuß so sehr



verlezt, daß er nicht mehr weiter konnte. Doch was das Schlimmste von allem war, sein Körbchen war ihm bei dem Sturze aus der Hand geflogen und in einen am Fuße der Treppe stehenden Kübel mit schmutzigem Wasser gefallen, so daß der ganze Inhalt desselben verdorben

war. Als der Knabe seine traurige Geschichte beendigt hatte, brach er von neuem in heftiges Schluchzen aus.

Mitleidig suchten Rudolf und Eduard, die beiden ältesten der Knaben, in ihren Taschen umher, um dem armen Jungen das Geld, das sie bei sich trugen, zu geben. Doch in diesem Augenblick trat Dr. H., der unbemerkt Augen- und Ohrenzeuge gewesen war, in die geöffnete Thür und sagte:

„Haltet Euer Geld vorläufig noch im Sack. Laßt uns erst einmal sehen, was wir für den kleinen Mann thun können.“ Mit diesen Worten hob der menschenfreundliche Arzt den armen Jungen auf und trug ihn in die Küche. Nachdem er hier zunächst den verletzten Fuß verbunden hatte, gebot er der Magd, dem Kleinen Speise und Trank vorzusetzen. Dies geschah; und es war eine Freude, zu sehen, wie rasch die Speisen von den Tellern verschwanden. Inzwischen begab sich Herr H. mit den Knaben ins anstoßende Zimmer, um dort zu beraten, was für den Armen zu thun sei. Die Frau des Arztes riet, ihm die Sachen, die er im Korbe habe, wenn sie auch verdorben seien, abzukaufen. Dieser Rat fand ungetheilten Beifall, und die Knaben wetteiferten mit einander, ihr Taschengeld für diesen Zweck herzugeben. Sie fühlten in diesem Augenblick etwas davon, welch ein Glück es ist, Gutes thun zu können, und erfuhren die Wahrheit des Wortes: „Geben ist feliger als nehmen.“

Wie glänzten die Augen des Kleinen, als Frau H. sein ganzes Körbchen leerte und ihm dafür einen blanken Thaler in die Hand drückte! So viel Geld hatte er noch nie besessen. „Was wird die Mutter sagen?“ rief er aus, während eine Freudenthräne seine bleichen Wangen

hinabrollte. Nachdem ihm Frau S. noch sein Körbchen mit allerlei Lebensmitteln gefüllt hatte, begab er sich frohen Mutes auf den Heimweg. Sein Fuß schmerzte ihn fast gar nicht mehr. Leichten Schrittes bewegte er sich durch die schneebedeckten Straßen dem Dörfchen zu, in welchem seine Mutter wohnte.

Am folgenden Morgen fuhr Herr S., der gewohnt war, nichts halb zu thun, ebenfalls zu dem Dörfchen hinaus. Er fand bald das Häuschen der Witwe. Es war ein höchst ärmliches Gemach, in das er trat, aber eine peinliche Sauberkeit herrschte in demselben. Jubelnd sprang ihm der Kleine entgegen, als er die Thür öffnete, und rief der Mutter zu: „Das ist der gute Doktor, der meinen Fuß verbunden und mir so viel Geld gegeben hat!“ Die Mutter, eine bleiche, abgehärmte Gestalt, reichte dem freundlichen Arzt die Hand und dankte ihm tiefbewegt für seine Güte. Doch dieser wehrte alle Dankesbezeugungen ab, ließ sich auf einen Stuhl nieder und erkundigte sich angelegentlich nach den näheren Verhältnissen der armen Frau. Ach! diese waren traurig genug. Ihr Mann war vor einigen Jahren gestorben und hatte ihr vier Kinder, von denen unser kleiner Freund der älteste war, zurückgelassen. Anfänglich hatte sie sich noch ziemlich gut durchzuschlagen vermocht. Als sie aber dann, wahrscheinlich infolge der großen Anstrengungen, auf's Krankenlager geworfen wurde, hörte aller Verdienst auf, und die größte Armut kehrte in das Hüttlein ein. Doch inmitten aller Bedrängnisse hatte die gute Frau ihr einfältiges Vertrauen auf Gott, den Vater der Waisen, nicht verloren. Und dieses Vertrauen war, obwohl es oft durch schwere Proben zu gehen hatte, nie beschämt worden.

Herr H., der ebenfalls seit langer Zeit den Herrn kannte, freute sich über das feste Vertrauen der Witwe, die trotz ihrer schwierigen Lage doch nie an der Güte Gottes gezweifelt hatte, und dankte im Stillen dem Herrn, daß er hier ein Werkzeug in Seiner Hand sein durfte, um die Not einer armen Familie zu lindern. Er fühlte, daß Gott selbst ihn hierher geführt hatte. Nach Hause zurückgekehrt, begann er sogleich, sich nach einer passenden Beschäftigung für die Witwe umzusehen, und der Herr krönte seine Bemühungen mit dem besten Erfolge. Er fand eine Arbeit, welche die Kräfte der schwachen Frau nicht überstieg und doch zugleich lohnend genug war, um sie mit ihren Kindern vor Mangel zu schützen. Auch sorgte er für Jakob, den kleinen Held unserer Erzählung, indem er ihn noch einige Jahre die Schule besuchen ließ und dann einen Platz für ihn bei einem tüchtigen Handwerker ausmachte.

So diente der Unfall Jakobs der ganzen Familie zu dauerndem Segen. Unter der gnädigen Leitung des Herrn mußte selbst die Bosheit der Straßenbuben für ihn, wie für seine Mutter und Geschwister, zum Guten mitwirken. — Gehören meine jungen Leser auch zu der Zahl derer, die Gott lieben?

„Wirf dein Brot hin auf's Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden.“

(Pred. 11, 1.)

1.

Wohlgemut verließ der kleine Georg Moser mit seinen Kameraden das Schulzimmer. Draußen herrschte eine strenge Kälte. Keiner der Knaben fühlte das Gelüste, noch zum Schluß eines der gewohnten Spiele im Freien

vorzuschlagen. Ein jeder ging seines Weges, um gegen das herzlose Treiben des unerbittlichen Winters im wärm geheizten Stübchen Schutz zu suchen. Die Sonne warf ihre letzten bleichen Strahlen auf die blendenden Schneeefilde, ohne imstande zu sein, die erstarrte Natur zu erwärmen; und weder der wollene Shawl, noch die mit Pelz gefütterten Handschuhe boten unserm Georg hinlänglichen Schutz, um dem kalten Abendwinde Troß bieten zu können. Dennoch blieb er eine Zeit lang vor dem Schulhause stehen; und seine Blicke verfolgten einen Knaben, der in diesem Augenblick ohne Kopfbedeckung und in einem dünnen, fadenscheinigen Anzuge ins Freie trat und, von Frost geschüttelt, über den knisternden Schnee dahinschritt.

„Armer Junge!“ flüsterte Georg vor sich hin, während seine Mienen einen Ausdruck von Teilnahme und Mitgefühl zeigten. Doch im nächsten Augenblick hatte er den Knaben aus dem Gesicht verloren; und nun bewegte auch er sich mit eilenden Schritten dem elterlichen Hause zu. Mit einer mehr als gewöhnlichen Hast trat er ins Zimmer.

„Mutter!“ rief er einer freundlich aussehenden Frau zu, „in unsrer Schule befindet sich ein armer Knabe, dem ich gern etliche von meinen Kleidern schenken möchte. Die andern Schüler verachten ihn wegen seines Anzugs, obwohl derselbe stets rein und an Knien und Ellbogen hübsch geflickt ist. Es war heute schrecklich kalt in der Schule; und der arme Junge zitterte vor Frost.“

Die angeredete Mutter warf einen zärtlichen Blick auf den zum Wohlthun geneigten Knaben; doch ehe sie noch auf seine Pläne näher einzugehen vermochte, hob eine andere, am Fenster sitzende Frau an:

„Aber Georg, Du mußt wissen, daß solch arme

Leute nicht halb so viel von der Kälte leiden, als wir denken; sie sind viel mehr, als wir, daran gewöhnt.“

„Dann versuche Du es einmal, Tante, mit solch dünnen Kleidern über die Straße zu gehen,“ erwiderte Georg in gereiztem Tone.

„Halt, Georg, das ist nicht schön,“ fiel die Mutter ein.

„Das mag sein, Mutter,“ fuhr der Knabe noch immer erregt fort. „Aber denke Dir solch eine Kälte, und dabei einen Anzug, so dünn wie Papier! Da sollte der arme Junge nicht von der Kälte leiden? Die gute Tante ist vom Kopf bis zu den Füßen in Flanell gekleidet; und da ist es kein Wunder, daß sie die Kälte nicht verspürt.“

Die Tante erwiderte nichts mehr, und es trat eine kleine Pause ein.

„Wie ist denn der Name Deines armen Freundes?“ fragte endlich die Mutter.

„Er heißt Joseph,“ war die Antwort. „Ich vermute, daß er keinen Vater mehr hat; aber ich weiß nicht, wo er wohnt. Ich weiß nur, daß er ein guter, freundlicher Bursche ist, und sein Anzug verrät es, daß er sehr, sehr arm sein muß.“

„Nun gut,“ fiel die Mutter ein; „wenn Du etwas für ihn thun kannst, so werde ich mich sehr darüber freuen.“

Mit stürmischer Freude drückte der mitleidige Knabe einen Kuß auf die Wange der Mutter. Dann holte er seine Schulbücher hervor, und wohl nie hatte er mit einem glücklicheren Herzen seine Arbeiten gemacht, als heute.

Der folgende Tag kam; aber vergeblich suchte Georg den armen Joseph im Schulzimmer. Weder über dieses Ausbleiben, noch überhaupt über seine näheren Umstände konnte er irgendwelche Auskunft erhalten. Keiner seiner Mitschüler wußte, in welchem Stadtviertel der arme

Knabe wohnte; und alle wunderten sich nicht wenig über das warme Interesse, welches Georg für den barhäuptigen Burschen an den Tag legte. Doch ohne sich darum zu kümmern, fuhr er nach den Schulstunden fort, seine Erkundigungen einzuziehen; und nicht gering war seine Freude, als er aus dem Munde des Lehrers die gewünschte Auskunft erhielt. Im nächsten Augenblick sah man ihn schon durch eine enge Gasse rennen, bis er am Ende derselben vor einem verfallenen Gebäude stehen blieb und dann in dem schmalen Eingange desselben verschwand. Langsam durch einen langen, düstern Gang tappend, erreichte er endlich eine Thür, durch deren Ritzen er deutlich das Gesicht des armen Joseph erkennen konnte.

„Heda!“ rief Georg.

Joseph näherte sich, öffnete die Thür ein wenig, starrte ins Dunkle und rief zurück:

„Wer ist da?“

„Ich, Georg Moser! Komm, Joseph; ich habe mit Dir ein Wort zu sprechen.“

„Ich kann nicht,“ war die Antwort. „Mutter flickt mein Wams; und während sie damit beschäftigt ist, habe ich nichts anzuziehen. Komm lieber herein; es ist hier nicht sehr kalt.“

Georg folgte der Einladung. Er betrat ein enges, unfreundliches Gemach. Es war in der That eine Wohnstätte der Armut. Hier saß eine arme Witwe mit ihren vier unerzogenen Kindern, deren bleiches Aussehen nur zu deutlich bekundete, daß auch die Armen die Kälte eines strengen Winters fühlen. Zwei armselige Betten und daneben ein alter Tisch und zwei Stühle füllten die eine Seite des Raumes aus, während in der Ecke eine Art Ofen stand, dessen glimmendes Flämmchen kaum

imstande war, die notdürftigste Wärme in dem Stübchen zu verbreiten. Die drei jüngeren Kinder kauerten am Boden, während Joseph in seinen dünnen Sommerhöschen an der Seite der emsig nähernden Mutter stand und vergeblich bemüht war, die bloßen Teile seines Oberkörpers unter einem wollenen Lappen gegen die eindringliche Kälte zu schützen. Ach! nie in seinem Leben hatte Georg eine solche Armut gesehen.

„Ich dachte, Joseph, Dir wäre ein Unglück zugestoßen,“ begann er endlich nach einer längeren Pause. „Ich wußte nicht, daß Du hier wohntest; darum habe ich so lange gefragt, bis ich Dich fand.“

„D es ist mir sehr lieb, daß Du mich aufgesucht hast; denn die andern Kinder sind sehr hart gegen mich,“ erwiderte Joseph. „Gern wäre ich heute zur Schule gegangen; aber Du siehst, meine Jacke — —.“

„Morgen wird alles wieder in Ordnung sein,“ fiel die Mutter in sanftem Tone ein. Und man sah es auf den ersten Blick, daß, wie arm die gute Frau auch war, sie dennoch ihre geringen Habseligkeiten und besonders den fadenscheinigen Anzug ihrer Kinder ordentlich und rein zu halten vermochte.

„Mir thut's nur sehr leid, daß sich die liebe Mutter für uns Kinder so viel plagen muß,“ fuhr Joseph fort. „Sie näht für einen Laden, und mit den abfallenden Lappen flickt sie unsre Kleider. Mutter sagt, nicht der Armut, sondern der Unreinlichkeit und der Unordnung müsse man sich schämen. Uebrigens wollte ich, daß es immer Sommer wäre; denn es ist doch kein Spaß, frieren zu müssen.“

Noch eine geraume Zeit verweilte Georg in dem ärmlichen Gemach. Er konnte sich eines gewissen Schamgefühls nicht erwehren, wenn er, gegenüber dem halb-

nackten Schulgefährten, an seinen eigenen warmen Anzug dachte. Endlich verabschiedete er sich mit dem Versprechen, seinen Besuch bald erneuern zu wollen. Draußen aber auf dem Heimwege flüsterte er in sich hinein: „Armer Joseph! armer, armer Anabel!“ — Mit glühenden Wangen trat er ins elterliche Haus, und seine ersten Worte waren:

„Mutter! erlaube mir, ein Bündel mit Kleidern für den armen Joseph fertig zu machen. Ach! Du glaubst nicht, wie elend und jämmerlich es bei armen Leuten zugeht.“

Und nun folgte eine lebendige Schilderung dessen, was er soeben mit eigenen Augen gesehen hatte; jedes seiner Worte zeugte von aufrichtigem Mitgefühl und von der innigsten Teilnahme.

„Nun hurtig, hurtig, Mutter!“ drängte er.

„Aber das Abendessen ist fertig,“ wandte die Tante ein.

„Abendessen?“ rief Georg mit Ungestüm. „Wie kann ich an das Abendessen denken, so lange der arme Joseph und seine kleinen Geschwister vor Kälte fast erstarren?“

Doch die Mutter beschwichtigte sein Ungestüm bis nach Beendigung der Abendmahlzeit. Dann aber schritt sie mit ihm ins Kleiderzimmer, wo sie es ihm überließ, für den armen Joseph einen warmen und bequemen Anzug auszusuchen; und nach einer Viertelstunde schritt er, das Bündel auf seiner Schulter und ein Körbchen mit Lebensmitteln am Arm, der Hütte zu.

Mutter und Tante sahen ihm lächelnd nach. Erst nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Er schien glücklich; aber seine Mienen waren ernst und nachdenklich.

„Ach, Mutter! wärest Du bei mir gewesen,“ begann er endlich. „Nie werde ich diese Stunde vergessen. Du hättest den Jubel der drei kleinsten Kinder hören sollen,

als ich das Körbchen öffnete! Aber der arme Joseph konnte beim Anblick des Anzugs kein Wort sprechen. Seine Blicke starrten bald auf die Kleider, bald auf mich, bald auf die Mutter, bis er endlich in ein lautes Weinen ausbrach. Die Mutter dankte an seiner Statt; und auch in ihren Augen waren Thränen. Als ich aber endlich gehen wollte, da ergriff Joseph meine Hand, preßte sie an seine Brust und sagte: „Vielleicht kommt noch einmal eine Zeit, wo ich es Dir vergelten kann.“ Mehr konnte er nicht sprechen.“

Auch Georg konnte kein Wort mehr hervorbringen; laut schluchzend warf er sich in die Arme seiner Mutter. Es waren Thränen des Mitgeföhls und der Theilnahme, welche seine Wangen hinabströmten.

2.

Zwanzig und etliche Jahre waren seit jener Zeit vorübergegangen. Sowohl Georg als auch der arme Joseph hatten schon seit vielen Jahren ihre Vaterstadt verlassen. Beider Mütter waren gestorben; und vielleicht war keine einzige Seele in der Stadt, die sich jenes Vorfalls zu erinnern wußte. Wer würde auch die Geschichte eines Bündels alter Kleider über zwanzig Jahre hinaus seinem Gedächtnis einprägen? Kurz, die Namen der beiden Knaben waren verschollen und ihre beiderseitigen Erlebnisse vergessen. Hätte es sich um Tausende von Thalern gehandelt; aber ein Kleiderbündel —!

Doch halt! Mögen auch die Menschen mit Geringschätzung über solche Dinge urtheilen, Gott handelt anders. Ob das, was wir thun, groß oder klein in unsern Augen zu sein scheint, darauf kommt es nicht an. Gott schaut ins Herz; und vor Seinem Auge hat das Scherflein

einer Witwe oft mehr Wert, als die glänzendste Gabe des Reichen. Selbst die Gabe eines Trunkes Wasser gilt für Ihn der Belohnung wert. Kennen meine jungen Leser das Gleichnis vom bösen Haushalter, der, wie der Herr sagt, klügglich handelte, weil er nicht an die Gegenwart dachte, sondern für die Zukunft besorgt war? Wahrscheinlich hatte der kleine Georg, als er das Bündel zur Hütte des armen Joseph trug, nicht an die Zukunft gedacht; aber Gott dachte daran, und das war genug; und augenscheinlich sollte sich an dem fröhlichen Geber das Wort erfüllen: „Wirf dein Brot hin auf's Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden.“

Also mehr als zwanzig Jahre waren seit jenem Vorfall verfloßen. Um diese Zeit bewegte sich eine Fischerbarke auf dem schönen Sakramentostrome, der den nordamerikanischen Freistaat Kalifornien durchfließt, und an dessen Ufern die Goldsucher ihr Wesen treiben. Das kleine Fahrzeug näherte sich einer einen herrlichen Hafen bildenden Bucht, wo es, nicht weit von der Stadt San Francisco, seine Passagiere ans Land setzte. Unter diesen befand sich ein junger Mann, auf dessen bleicher Stirn nur zu deutlich zu lesen war, daß er sich arm, hilflos und krank in einem fremden Lande befinde. Mit wankenden Schritten schleppte er sich bis zu einem Platze, wo eine Menge Waren und Kisten aufeinander gestapelt lagen, und sank hier erschöpft zu Boden. In geschäftiger Eile rannten die Menschen an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, oder ohne es für der Mühe wert zu halten, sich um sein Schicksal zu bekümmern. Als aber endlich das Getöse ein wenig zu verstummen begann, näherten sich zwei Matrosen, die der obengenannten Fischerbarke angehörten, dem Platze, wo der Arme lag.

„Da ist ja der arme Bursche,“ sagte der eine derselben. „Er wird seine Heimat wohl nimmer wiedersehen.“

„Hat er nicht seinen Namen genannt?“ fragte der andere.

„Er nennt sich Moser,“ war die Antwort.

Bei dem Nennen dieses Namens näherte sich ein anständig gekleideter Herr, der bis dahin eifrig beschäftigt gewesen war, die aufgehäuften Waren zu verzeichnen und deren Preise zu berechnen.

„Wie? ist der arme Bursche krank?“ rief er, als er des jungen Mannes ansichtig wurde. „Wie, sagt Ihr, ist sein Name? Und wie kommt er hierher?“

„Er ist ein Schiffbrüchiger,“ war die Antwort der beiden Seeleute. „Wir suchten ihn nahe an der Küste auf, während er den letzten verzweifelten Versuch machte, sich an ein schwimmendes Brett zu klammern. Wie er sagte, war das Schiff, auf dem er sich befand, etwa zwei Stunden früher gestrandet und mit Mann und Maus untergegangen. Er nennt sich Moser; weiter wissen wir nichts von ihm.“

„Moser?“ flüsterte der Fremde vor sich hin, indem er sich dem Kranken näherte, der eben eingeschlummert zu sein schien. „Er scheint um viele Jahre älter zu sein, als jener Moser, den ich kannte. Moser? Moser?“ wiederholte er dann halblaut; und man sah, wie dieser Name eine Flut von Erinnerungen in ihm wachrief. Immer mehr zog es ihn zu dem Unglücklichen hin. Dieser schlug die Augen auf; und lauter als zuvor rief der Fremde: „Moser! Ist das Euer Name, mein Freund?“

„Mein Name ist Georg Moser; ich litt Schiffbruch und verlor Hab und Gut,“ erwiderte der junge Mann mit matter Stimme.

„Georg Moser!“ rief jetzt der Fremde mit freudeglänzenden Blicken, indem er mit großer Bewegung die Hand des jungen Mannes ergriff und an sein Herz preßte. „Ja, Gott sei gepriesen! Du bist es. Kennst Du den armen Joseph nicht mehr? Jetzt freue ich mich, Dir Deine Wohlthat vergelten zu können. Gott hat meinen Fleiß gesegnet; und ich könnte wohl ein Duzend solcher Unglücklichen dem Elende entreißen. Komm, komm! mein Haus ist das Deinige. Es herrscht jetzt keine Winterkälte mehr in meinem Stübchen; komm Du sollst an meinen Sommerfreuden teilnehmen, wie Du einst an meinen Winterleiden Anteil genommen hast!“

Wer vermöchte das Liebliche eines solchen Zusammen treffens zu schildern? Wer würde je gedacht haben, daß jenes Bündel alter Kleider nach zwanzig und etlichen Jahren zu einem Kapital anschwellen würde, welches die herrlichsten Zinsen einbrachte? Georg, der Schiffbrüchige, fand Nahrung, Kleidung, Obdach, und vor allem das warme Herz eines dankbaren Freundes. Ja, es bleibt Wahrheit: „Wirf dein Brot hin auf's Wasser, denn nach vielen Tagen wirst Du es finden.“

Der sterbende Soldat.

1.

Paul war ein böser, eigenwilliger Knabe. Das könnte man nun wohl von Tausenden seines Gleichen sagen; allein Paul hatte das große Unglück, daß sein Vater früh starb und seine Mutter jahrelang krank darniederlag. Dieselbe konnte sich wenig oder gar nicht um die Erziehung ihres Sohnes kümmern. Er war sich täglich

selbst überlassen, und die Lücken seines bösen Herzens konnten daher schnell zur Reife kommen; denn keine Hand war da, die ihm Baum und Gebiß angelegt hätte. Die Krankheit der Mutter nahm mit jedem Tage zu; und herzlich froh war das arme, leidende Weib, wenn der lärmende Bube das Hüttlein verließ und sie nichts mehr vernahm als ihr eigenes Stöhnen und Seufzen.

Endlich starb die Mutter. Der Tischler erschien, um das letzte Haus für die Verblichene zu zimmern. Dann kamen sechs schwarzgekleidete Männer und trugen den Leichnam auf den Totenacker. Paul folgte dem Sarge an der Hand eines Onkels, den er heute zum ersten Male sah. Der Sarg wurde in das offene Grab gesenkt, und Paul hörte das hohle Gepolter der Erdschollen, die der Spaten des Totengräbers auf das letzte Bretterhaus der Mutter warf. Zum ersten Male wurde es ihm warm ums Herz. Es war ihm, als hätte ihm eine Stimme zugerufen: Paul, du stehst jetzt ohne Eltern in der Welt. Eine Thräne blinkte in seinem Auge. Ob er auch etwas von Reue fühlen mochte bei der Erinnerung an die kummervollen Stunden, welche er seiner entschlafenen Mutter bereitet hatte? — Ich weiß es nicht; aber er weinte, und das war bei Paul eine höchst seltene Erscheinung.

„Laß das Flennen sein, Junge!“ rief ihm der unbekannte Onkel zu, als sie in die leere Hütte zurückgekehrt waren. „Ich werde Dich zu mir in mein Haus nehmen; und da wird sich's zeigen, was aus Dir werden wird. Hältst Du Dich brav, so kann's gehen; sonst aber hat der Zimmermann ein Loch für Dich offen gelassen.“

Das klang eben nicht sehr ermutigend; und der fremde Onkel machte dazu eine Miene, die es deutlich genug verriet, daß ihm der Better Paul eher eine be-

schwerliche Bürde als eine leichte Last war. Uebrigens stand der Mann in guten Verhältnissen, war Besitzer einer Gastwirtschaft in einem volkreichen Teile Frankreichs und konnte daher leicht solch einen Buben mit groß füttern. Aber der Paul war einmal nicht nach seinem Geschmack; und das hatte der Knabe schon gemerkt; deshalb weinte er noch mehr.

Schneller, als es der gute Paul erwartet hatte, trug ihn am folgenden Tage die Eisenbahn in die weite, weite Welt. Seine Thränen flossen schon längst nicht mehr. Mutter und Heimat waren bald vergessen; denn er merkte schon in den ersten Tagen, daß der Wechsel zu seinem Vorteil ausgefallen war. Er trug bessere Kleider, bekam feinere Speisen, und der Onkel war im Grunde doch kein böser Mann. Anfangs hielt Paul sich brav; aber nach etlichen Wochen bot er schon wieder seine Hand zu allerhand losen Streichen. In einem Wirtshause zeigen sich mancherlei Arten von Versuchungen. Da giebt's bald hier, bald dort etwas zu naschen; man hört schmutzige Redensarten, man gewöhnt sich ans Lügen und an tausend Unarten, weil man nur zu viele traurige Beispiele vor Augen hat. Kurz, Gelegenheit macht Diebe. Nur wenige Monden waren verflossen, und Paul zeigte, daß er ein ausgemachter Taugenichts war.

„So geht's nicht länger,“ brummte der Onkel. Der gute Mann erschrak in der That, als ihm so manche wahrhaft gottlose Streiche zu Ohren kamen. „So geht's nicht länger,“ sagte er noch einmal; und dann wandte er sich an einen Lehrer, dessen Strenge bekannt war, und bat denselben dringend, den Knaben unter seine Zucht zu nehmen. Dieser war bereit; denn auch er glaubte, daß, wenn Paul einmal von seinem jetzigen Umgange entfernt

und streng beaufsichtigt würde, es gelingen könnte, ihm die bösen Streiche auszutreiben. Ach! die guten Leute kannten selbst nicht das unverbesserliche, böse Herz des Menschen; denn sonst würden sie an andere Mittel gedacht haben.

Paul war also unter strenger Zucht. Einige Tage ging's; dann zeigte sich seine Bosheit wieder in der häßlichsten Gestalt. Sein hartes, unbeugsames Herz wollte nicht brechen. An Verweisen, Einsperrungen und körperlichen Züchtigungen fehlte es keineswegs. Plötzlich, an einem schönen Morgen, war Paul davongerannt; kein Mensch wußte, wohin. Armer Paul! Erst dreizehn Jahre alt, und schon eine Waise — ein Flüchtling. Mit jedem Tage hoffte man, der Knabe werde zurückkehren und von seiner Thorheit durch die vielen Mühsale, die ihn ereilen würden, geheilt sein. Allein Wochen, Monate, Jahre schwanden; und keine Kunde erreichte das Ohr seines Onkels. Jede Spur schien verschwunden; und am Ende war man allgemein der Meinung, daß der arme Junge in seinem gottlosen Treiben von Stufe zu Stufe gesunken sein müsse und vielleicht seine Tage in einem Gefängnis ende.

2.

Sechs Jahre mochten seit dem Verschwinden Pauls verfloßen sein, als eines Tages ein bleich aussehender junger Soldat in die Stube trat.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Onkel?“ fragte der Jüngling mit matter Stimme, indem er sich, außerordentlich erschöpft, in einen Sessel warf. Das Auge des Angeredeten starrte lange prüfend in das bleiche Gesicht; dann aber fuhr er plötzlich in die Höhe mit dem zornigen Ausruf: „Paul!“

Ja, er war es wirklich; aber wie entsetzt, wie verändert! Doch in dem Gesicht des Onkels las man's deutlich, daß der arme, kranke Junge nicht eine solch freudige Aufnahme finden sollte wie der verlorne Sohn im Evangelium. Mit barschen, harten Worten wies er ihm die Thür und sagte, daß er nur zurückgekommen sei, um neues Unglück über sein Haus zu bringen. „Nein, einem solchen Laugenichts öffne ich mein Haus nicht,“ schrie er. „Jetzt, wo Du's bis zum Bettler gebracht hast, soll der Onkel wieder herhalten; das fehlte auch noch. Und wenn dann das Bürschlein einmal wieder bei Kräften ist und in guten Kleidern steckt, dann wird es wieder davonlaufen. Nein, bei Dir ist meine Geduld zu Ende. Drum gehe nur wieder dahin, wo Du hergekommen bist!“

Das waren harte, strenge Worte, nicht wahr? Und doch durfte man's dem guten Manne nicht so hoch anrechnen. Und Paul fühlte dieses auch; denn er sagte kein Wort zu seiner Verteidigung; aber Thränen perlten über seine bleichen Wangen. Und diese stummen Thränen wirkten mehr bei dem erzürnten Onkel, als es die beredtesten Worte vermocht hätten. Wenigstens sagte er keine Silbe mehr, sondern maß mit großen Schritten das Zimmer. Jetzt richtete Paul seine bittende Stimme an den Onkel, bekannte, daß er früher sehr gottlos gehandelt habe, bat flehentlich um Verzeihung und schloß mit den Worten: „Lieber Onkel, stoß mich nicht aus Euerm Hause; Ihr seid mein einziger Verwandter in dieser Welt. Ich habe es verdient, wenn Ihr mich abweist; aber habt Erbarmen! Denn seht, ich bin krank; man hat mich deshalb aus dem Dienst entlassen; und ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Nehmt mich daher an; Gott wird Eure Güte reichlich vergelten.“

Da konnte der Alte nicht länger widerstehen, besonders als seine mitleidige Frau die Bitte des kranken Jünglings unterstützte. Es wurde ihm ein warmes Schlafzimmer eingeräumt; und als der Abend dunkelte, lag Paul schon in einem weichen Federbett — eine Wohlthat, die er lange nicht mehr genossen hatte. Doch nicht wenig würden sich meine jungen Leser gewundert haben, wenn sie den einst so leichtsinnigen, gottlosen Buben kurz vor seinem Schlafengehen betend auf den Knien gesehen hätten. In der That, wie es einst von dem Apostel Paulus hieß, so konnte man jetzt auch von unserm Paul sagen: „Siehe, er betet!“ — Wahrlich, Gottes Wege sind nicht unsre Wege, und Seine Gedanken sind nicht unsre Gedanken. Sein Auge hatte über dem störrigen Knaben gewacht, während er durch sein schlechtes Betragen alle irdischen Freunde verloren hatte. In den Reihen wilder Krieger, denen er sich in Paris angeschlossen hatte, also gerade in einer Umgebung, wo so viele junge Leute die letzten Eindrücke einer christlichen Erziehung völlig verlieren, hatte er Den gefunden, welcher allein Gewalt hat, Sünden zu vergeben und Frieden und ewiges Leben zu schenken. Ein heiliger Friede war in sein Herz eingezogen, und sein ganzes Wesen hatte eine Veränderung erfahren, die jeden befremden mußte.

Als nämlich damals unser Paul davonlief, rüstete sich Frankreich zu einem großen Kriege; und ungeachtet seines jugendlichen Alters hielt Paul es doch für ein gar hübsches Ding, in glänzender Uniform durch die Straßen marschiren zu können, ohne dabei viel arbeiten zu müssen. Aber ach! er dachte nicht an die Entbehrungen und Leiden, denen der Krieger ausgesetzt ist. Er ließ sich also bei der Armee anwerben und sah erst hintennach die Täuschung

ein, der er sich hingegeben hatte. Allein nun war es zu spät. Vielen blutigen Gefechten mußte er beiwohnen, und manchen beschwerlichen Marsch hatte er mitzumachen; und viele seiner Kameraden fielen rund um ihn her. Auf diese Weise gewöhnt an den Anblick des Todes in seinen schrecklichsten Gestalten, dachte er dennoch sehr wenig an seinen eigenen Tod und noch weniger an die Zukunft jenseits des Grabes — an das Gericht und die ewige Verdammnis. Er lebte wild in den Tag hinein; sein Herz schien völlig verhärtet; und er fand immer mehr Gelegenheit, den bösen Trieben und weltlichen Lüsten seines Herzens zu folgen.

Nur ein alter Soldat hatte einigen Einfluß auf Paul. Oft hatte derselbe den unerfahrenen Jüngling aus Gefahren gerettet, oft ihm aus Verlegenheiten geholfen, und häufig, wenn auch vergeblich, ernste Worte der Ermahnung an ihn gerichtet. Ueberhaupt unterschied sich der alte Krieger in vielen Stücken von seinen Kameraden; er lebte sehr still und zurückgezogen und erntete deshalb viel Spott und Hohn; aber er blieb trotzdem herzlich und liebevoll gegen Jedermann. Manche Wunde half er verbinden, und manches Trostwort flüsterte er den Sterbenden ins Ohr. Auch Paul hatte sich oft den Spöttern angeschlossen; aber dennoch fühlte er eine Art von Ehrfurcht, wenn der freundliche Alte in seine Nähe kam.

Eines Tages entbrannte ein heftiger Kampf gegen den anrückenden Feind. Paul kämpfte an der Seite seines alten Freundes, und zwar in den vordersten Reihen. Auf beiden Seiten spielten die Kanonen ihr schreckliches Totenlied, und dazwischen blitzten und krachten ununterbrochen die Musketen und übertäubten das Schmerzgestöhn und das Todesächzen der gefallenen Krieger. Lange

blieb der Sieg unentschieden; doch endlich neigte er sich auf die Seite der Franzosen; noch eine volle Ladung warf der Feind auf die siegestrunkenen Verfolger und räumte dann das Schlachtfeld. In diesem Augenblick sah Paul seinen Freund wanken und fing ihn in seinen Armen auf. Eine Kugel war ihm durch den Unterleib gedrungen. Der Tod nahte mit raschen Schritten. Ach! ein schrecklicher Augenblick! Den Geist aushauchen zu müssen in einer solchen Scene des Tumults und der Verwirrung, wo kein Freund in der Nähe ist, um seine Teilnahme zu zeigen und dem Sterbenden ein Wort des Trostes zuzurufen, das ist hart, sehr hart. Allein in den bleichen Zügen des zum Tode verwundeten Alten lag ein Ausdruck stillen, seligen Friedens, der es deutlich verriet, daß ein unsichtbarer Freund in der Nähe war, an welchen er glaubte und auf den er seine ganze Hoffnung setzte. Kaum fähig, deutlich zu sprechen, blickte er Paul an und sagte: „Ich sterbe! — ich gehe zu Jesu, meinem Heilande; — aber — öffne meinen Tornister; dort wirst Du ein kleines Buch finden, — es ist ein Neues Testament, — es ist das Wort Gottes. — Nimm und lies es — und flehe zu Gott, daß Er sich — über Dich — erbarmen möge.“

Noch einige Minuten, und der alte Freund war heimgegangen in das Land ewiger Ruhe, wo weder Krieg noch Kriegsgeschrei mehr sein wird. Er atmete nicht mehr. Paul fühlte sich höchst wunderbar ergriffen. In dieser Weise hatte er noch nie jemanden sterben sehen. Das Büchlein aber steckte er zu sich, als ein teures Vermächtnis seines verblichenen und — einzigen Freundes. Ihr werdet schon wissen, meine lieben Freunde, daß in katholischen Ländern den armen Leuten von den Priestern verboten ist, im Worte Gottes zu lesen; und darum wird es euch

nicht befremden, wenn ich euch sage, daß Paul noch nie in seinem Leben von einem solchen Buche gehört hatte. Genug, man sah hier deutlich die Hand Gottes, welche thätig war, den armen Paul von seinen bösen Wegen zu retten. Er las fleißig in dem Buche, und die erbarmende Liebe des Herrn öffnete seine Augen. Er erkannte sein ewiges Verderben; er sah vor sich den Abgrund, welchem er entgegenging; aber er fand auch Rettung und Frieden durch den Glauben an den Sohn Gottes, und sein Herz wurde erfüllt mit Dank und Anbetung. Wie wunderbar! der einst so verhärtete, gottlose Knabe war jetzt eine „neue Schöpfung“; er, der ehemals die Sünde liebte, haßte sie jetzt; denn wie hätte er länger Genuß an dem haben können, wofür sein Jesus ans Kreuz geschlagen worden war?

Nicht lange nach seiner Befehrung erkrankte er; und obwohl bald wieder scheinbar genesen, erklärte der Arzt ihn dennoch für unfähig, länger Kriegsdienste zu thun. Wohin nun? Ohne einen menschlichen Freund stand er in der großen Weltstadt Paris, wohin man ihn gebracht hatte, allein. Er dachte zu seinem Onkel zurückzukehren; und wie sauer ihm dieser Schritt auch wurde, so hoffte er doch, daß der Herr das Herz des Mannes wenden würde. Und der Herr that es, wie wir bereits gesehen haben.

3.

„Das wird mir doch gar zu räthselhaft; ja, es grenzt fast an ein Wunder. — Hm! Hätte es nie geglaubt, daß ein Mensch sich so völlig verändern könnte. Wenn ich mir den Paul vorstelle, wie er früher war, und besehe ihn jetzt, dann glaube ich kaum, daß es derselbe Mensch ist. Wie halsstarrig, wie widerspenstig, wie undankbar war damals der Bube! und jetzt — wie sanft, wie zufrieden,

wie dankbar gegen die geringste Güte, die ich ihm erzeige! Obwohl öfters in den größten Schmerzen, scheint er doch stets glücklich zu sein, und beständig spricht er von der Güte Gottes gegen ihn und blickt dem Tode mit Ruhe und Freude entgegen. Genug, das Ding begreife ich nicht.“

So sprach eines Tages der alte Onkel zu seiner Frau; und meine jungen Leser ersehen daraus, daß das Wort Gottes Recht hat, wenn es sagt: „Der natürliche Mensch aber nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist, denn es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht erkennen, weil es geistlich beurteilt wird.“ (1. Kor. 2, 14.) Der gute Mann konnte die gewaltige Veränderung nicht ableugnen; aber die Quelle derselben erkannte er nicht. Seinem Weibe, die bis jetzt mit großer Sorgfalt den Kranken gepflegt hatte, ging es nicht viel besser. Paul hatte manches ernste Wort mit ihr gesprochen; aber alle seine Worte waren ihr völlig neu gewesen, obwohl nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Sie sagte daher zu ihrem Manne:

„Auch mir ist die Sache höchst wunderbar; aber eins ist gewiß: Paul ist ein wahrer Christ. Er weiß, daß alle seine Sünden vergeben sind durch Jesum Christum, und darum kann er mit solcher Ruhe dem Tode entgegen gehen. Ich wollte, lieber Mann, wir wären auch so glücklich; aber bei all unserm Reichtum sind wir's nicht. Und wenn vollends der Tod kommt — — —. Ach! bisher haben wir nie wirklich nach Gott gefragt, und kaum kennen wir den Herrn Jesum dem Namen nach; und obgleich keine wirklichen Heiden, so lebten wir doch bis jetzt ohne Gott in der Welt. Das alles habe ich aus Pauls Worten gelernt und muß Ja und Amen dazu sagen. Auch möchte der gute Junge gern einmal mit Dir über diese Dinge sprechen; aber er fürchtet sich vor Dir;

und oft habe ich ihn beten hören, daß Gott ihm Kraft geben möge, den Namen Christi frei und öffentlich vor allen Menschen bekennen zu können.“

Der Onkel sah schweigend vor sich nieder, ließ mehrere Male sein gewöhnliches „Hm“ hören und verließ das Zimmer. Unterdes wurde die Krankheit unsers jungen Freundes mit jedem Tage ernster und bedenklicher. Aber selbst in den peinlichsten Stunden lebte seine Seele in stillem Frieden; denn sie ruhte in Jesu. Seine Tante pflegte ihn mit fast mütterlicher Zärtlichkeit. Eines Abends, als der Kranke in einen unruhigen Schlummer gefallen und die Tante damit beschäftigt war, dem müden Haupte eine etwas bequemere Lage zu verschaffen, fiel ein kleines Buch zu Boden, das unter dem Kopfkissen versteckt gewesen war. Es war das Neue Testament — das teure Vermächtnis des alten Kriegers. Mit großer Neugierde hob die Tante das Gefundene auf; und als etliche Stunden später der Kranke erwachte, war er nicht wenig verwundert, als er die beiden Gatten in seinem Neuen Testament lesen sah. Die Tante teilte ihm jetzt mit, wie sie diese Entdeckung gemacht habe, und daß sie sich über den Fund um so mehr freue, als sie öfters von einer Bibel habe sprechen hören, nie aber eine solche gesehen habe.

Paul erzählte jetzt den guten Alten seine ganze Geschichte, wozu ihm bis dahin der Mut gefehlt hatte. Er redete mit Freimütigkeit von Jesu, der alle seine Sünden getilgt und ihm einen unveränderlichen Frieden und eine lebendige Hoffnung geschenkt habe. Und je länger er sprach, desto beredter wurden seine Lippen, desto glänzender seine bleichen Züge. Es war, als wäre alle Lebenskraft mit einem Male in seinen kranken Körper

zurückgekehrt. Das Zeugnis von seinem geliebten Heilande, welches so lange in seinem Herzen geschlummert hatte, strömte jetzt in ganzer Fülle hervor. Dann nahm er das Testament zur Hand und las besonders die Stellen, welche sein Herz so glücklich gemacht hatten, und wodurch er mit der Liebe Gottes bekannt geworden war. Mit Begeisterung schilderte er diese Liebe, die den eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, um für Sünder zu sterben, so daß jetzt jeder, „der an Ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern das ewige Leben hat“.

Der Kranke sprach lange und feierlich; und vor seinem Bette standen der Onkel, die Tante und die beiden Töchter und lauschten mit einer Begierde auf die Worte des Jünglings, welche deutlich verriet, daß das Wort Gottes Eingang fand. Tante und Kinder weinten; der Onkel aber starrte schweigend vor sich hin. In alle Herzen schien ein Strahl göttlichen Lichtes gefallen zu sein, um die tiefe Nacht des Aberglaubens und Unglaubens zu verscheuchen. Der Herr hatte Sein Wort gesegnet.

Paul sank endlich erschöpft in seine Kissen zurück. Wie eine Lampe, die dem Erlöschen nahe ist, schien seine Lebenskraft noch einmal angefaßt worden zu sein, um dann um so schneller abzunehmen. Nur noch wenige Schmerztage fetteten ihn an diese Erde. Allein nicht die empfindlichsten Schmerzen störten seinen Frieden in Jesu. Für die Umgebung waren diese Tage wahre Segenstage; und noch ehe Paul das müde Auge schloß, ward durch die Gnade in den Herzen der beiden Gatten das Auge des Glaubens geöffnet. Sie glaubten an Jesum und priesen Gott für „Seine unaussprechliche Gabe“.

Paul ist jetzt heimgegangen; aber sowohl sein Onkel und seine Tante, als auch seine beiden Nichten erfreuen

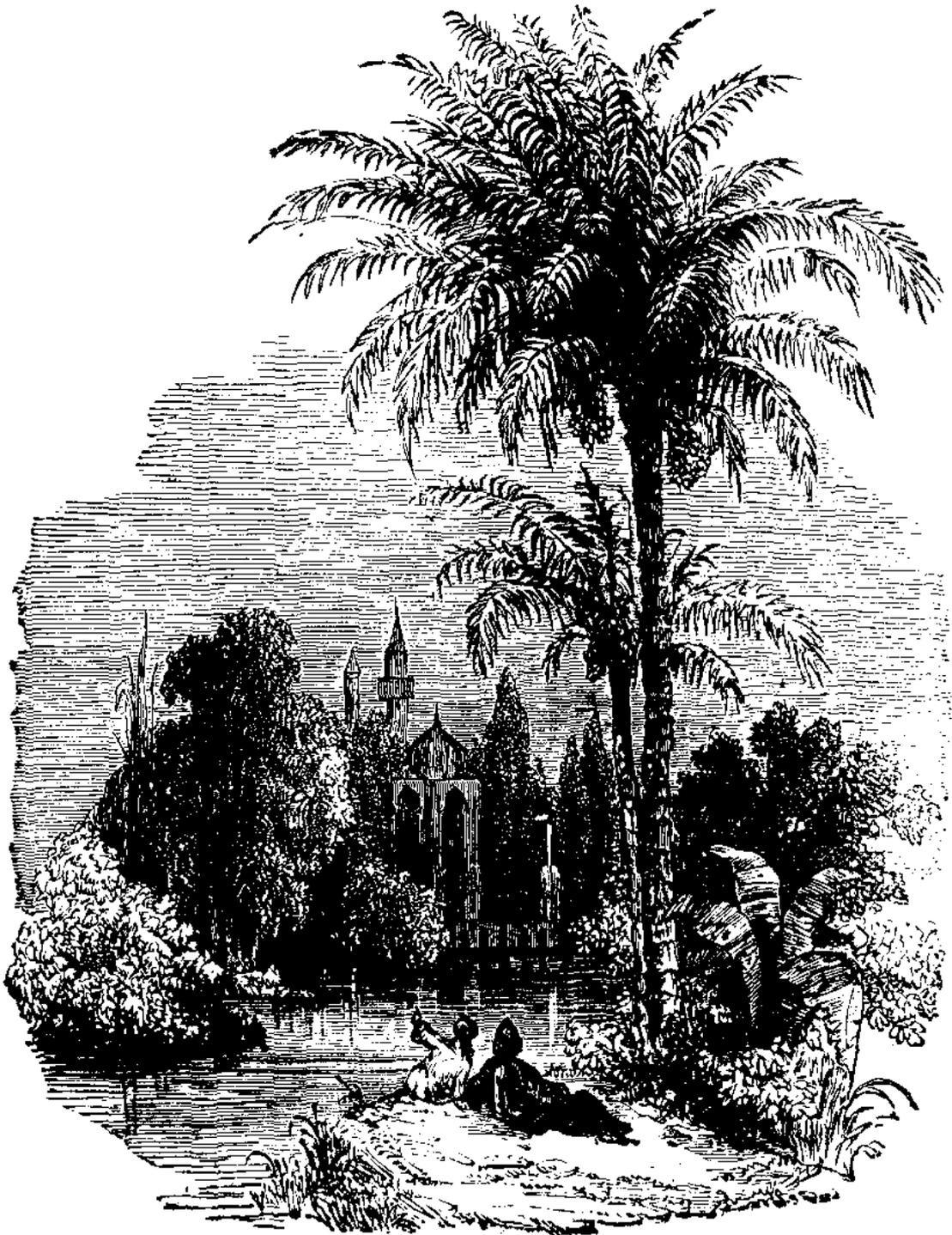
sich der glückseligen Hoffnung, auch bald Jesum zu schauen in der Herrlichkeit.

Seht, meine lieben jungen Freunde, welch eine gesegnete Wirkung das Lesen des Wortes Gottes hat! Wollt ihr's im Staube liegen lassen? — Ach! dann wird dieser Staub einst wider euch zeugen.

„Alles, was mir der Vater giebt, wird zu mir kommen.“

Ein kleines Hindumädchen in einem Dorfe in Nepal*) spielte eines Sommer-Nachmittages vor dem Hause ihres Vaters, eines angesehenen Mannes. Niemand war im Hause, noch in der Nähe. Plötzlich stürzte eine Anzahl wild aussehender Männer auf sie zu; einer hob sie blitzschnell vom Boden auf, drückte ihr die Hand auf den Mund, daß sie nicht schreien konnte, und dann entfernte sich der ganze Trupp eilig in der Richtung auf den naheliegenden Wald zu. Ananda, so hieß die Kleine, suchte sich den Armen des Mannes, der sie trug, zu entwinden, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich. Endlich ergab sie sich weinend in ihr Schicksal; und dieses war traurig genug. Nach einer langen Wanderung erreichte der Trupp eine Stelle im Walde, wo noch mehr Kinder in dem Alter Anandas, sowie einige erwachsene Mädchen unter der Aufsicht einiger Gefährten der bösen Räuber lagerten. Alle waren geraubt worden, um als Sklavinnen in Kalkutta verkauft zu werden. Ananda war ein lieb-

*) Ein Königreich in Ostindien, das am Südbhänge des hohen Himalayabirges liegt.



liches Kind und erregte auf dem Sklavenmarkt in Kalkutta sofort die Aufmerksamkeit einer vornehmen Dame. Dieselbe kaufte sie um einen ziemlich hohen Preis und nahm sie mit sich in ihr prächtiges Haus, das nach indischer Sitte mit vielen Türmen und Türmchen versehen war.

XVI

6

Hier wuchs Ananda auf, und bald gewann ihre Herrin sie so lieb, daß sie die Kleine nicht wie eine Sklavin, sondern mehr wie ein Kind des Hauses behandelte. Da sie selbst keine Kinder hatte, so freute sie sich doppelt, in dem kleinen Mädchen ein so liebes Pflegekind gefunden zu haben. Als Ananda heranwuchs, machte ihre Herrin sie zu ihrer beständigen Gesellschafterin. Da das Kind schon so früh aus dem elterlichen Hause entfernt worden war, fühlte es seinen Verlust wenig oder gar nicht. Ananda liebte ihre gütige Gebieterin wie eine Mutter. Den ganzen Tag war sie um sie; auch begleitete sie ihre Herrin auf deren Ausgängen in die Stadt, besonders aber bei ihren Spaziergängen in dem das Haus umgebenden prächtigen Garten. Hier weilte Ananda am liebsten. Vor allem gab es ein Plätzchen, an welchem sie sich stundenlang mit ihrer Herrin aufhalten konnte, ohne müde zu werden; und dies lag an dem Ufer eines kleinen, von hohen Palmen und andern südlichen Gewächsen umrahmten Sees, und gewährte einen herrlichen Blick auf das Wohnhaus. Hier saßen die beiden Frauen oft lange Zeit in traulicher Unterhaltung.

Die Dame, welche Ananda gekauft hatte, war eine Muhamedanerin und erzog auch das Kind in dem Glauben ihrer Väter. So lebte diese dahin bis zu ihrem 16. Jahre. Da kam es ihr plötzlich in den Sinn — sie wußte selbst nicht, wie und warum? — sie sei eine Sünderin und bedürfe der Erlösung. Dieser Gedanke verfolgte sie Tag und Nacht und verwandelte ihren bisherigen Frohsinn in tiefe Traurigkeit. Eines Tages schüttete sie ihr Herz vor ihrer gütigen Herrin aus, da diese nach der Ursache ihrer Verstimmung gefragt hatte. Mit strömenden Thränen erzählte sie von ihrer Unruhe und von dem

unbestimmten Sehnen, das ihr Herz erfülle. Die Dame suchte sie freundlich zu trösten, aber da sie ihr nichts von einem Erlöser zu sagen wußte, so vermochten ihre Worte den Schmerz des unglücklichen Mädchens nicht zu stillen. Indes hoffte sie, daß es nach einigen Tagen von selbst besser gehen würde, und suchte ihre junge Gesellschafterin inzwischen durch allerlei Belustigungen zu zerstreuen und ihre, wie sie meinte, thörichten Gedanken zu vertreiben. Sie bestellte Seiltänzer, Taschenspieler und Schlangenbeschwörer, ließ andere junge Mädchen kommen, um mit Ananda die bei den Hindus beliebtesten Spiele aufzuführen; aber alles war umsonst. Die Arme blieb so unglücklich wie vorher. Ihre Herrin war tiefbekümmert, da sie Ananda wirklich lieb hatte, und ließ endlich einen muhamedanischen Priester kommen, um das Kind zu trösten. Allein der Mann hatte selbst nie das Bedürfnis nach Erlösung empfunden und konnte darum auch die Niedergeschlagenheit Anandas nicht verstehen. Indes that er sein Möglichstes. Er lehrte sie eine lange Reihe von Gebeten in arabischer Sprache, die sie nicht verstand. Aber in der Hoffnung, Ruhe zu finden, lernte sie unermüdlich die langen, schweren Wörter auswendig, obgleich dieselben keinen Sinn für sie hatten, und sagte sie dann täglich fünfmal her, wobei sie stets ihr Gesicht nach Mekka, dem Geburtsorte Muhameds, richtete und den Kopf tief zur Erde niederbeugte.

In diesen unverständlichen Worten und toten Ceremonien fand das arme Mädchen selbstverständlich ebensovwenig Trost, als in den Spielen und Belustigungen. Sie erkannte, daß in denselben keine Erlösung zu finden sei. Drei Jahre lang setzte sie ihre Gebetsübungen unausgesetzt fort; dann kam ihr eines Tages der Gedanke, viel-

leicht sei alle ihre Bekümmerniß eine Strafe dafür, daß sie den Glauben ihrer Väter verlassen habe und eine Muhamedanerin geworden sei. Als bald machte sie sich auf, um einen Brahminen, oder einen Priester der Hindus, aufzusuchen. Doch was antwortete ihr dieser auf ihre Bitte, sie wieder in die Religionsgemeinschaft der Hindus aufzunehmen? — Er fluchte ihr im Namen seines Gottes. Umsonst erzählte sie ihm, wie unglücklich sie sei, wie lange sie schon gelitten habe, umsonst flehte sie ihn um Mitleid an; er blieb unerbittlich. Endlich bot sie ihm eine ansehnliche Geldsumme an. Das wirkte besser als alle ihre Thränen. Er versprach ihr seinen Beistand und gab ihr zunächst den Rat, jeden Morgen und jeden Abend einer gewissen Göttin ein Opfer von Blumen und Früchten darzubringen und jede Woche zu Ehren derselben eine Ziege zu schlachten; dann werde es besser mit ihr werden.

In Indien haben die Einwohner des Landes eine Blumensprache; jede Blume bedeutet etwas, und wer diese Blumensprache versteht, der kann, wenn er in einen Tempel tritt und die Blumen sieht, welche auf den Altar niedergelegt sind, so ziemlich erraten, welche Bitten die Opfernden dargebracht haben. Die Blumen, welche Ananda zu ihrem Opfer auswählte, bedeuteten ein blutendes Herz. Ach! es giebt Einen, der ein solches Opfer nicht abgewiesen hätte. Aber diesen Einen, der allein ihr gebrochenes Herz heilen konnte, kannte Ananda nicht. Lange, lange Zeit brachte sie morgens und abends regelmäßig ihre Blumenspende zum Tempel und opferte jede Woche eine junge Ziege. Aber sie mußte inne werden, daß auch diese Opfer keine Sünde wegzunehmen und ihr keinen wahren Frieden zu geben vermochten. Manches Mal,

wenn ihre Bekümmernis den höchsten Gipfel erreichte, rief sie jammernnd aus: „O ich werde sterben! Und was soll ich anfangen, wenn ich sterben muß, ohne Erlösung gefunden zu haben?“

Endlich wurde sie infolge der unaufhörlichen Gemütsbewegungen krank. Ihre Gebieterin bemerkte mit tiefem Schmerz, wie Ananda langsam dahinsiechte; aber sie wußte kein Mittel, um sie aufzuheitern und ihr den Frieden des Gemüts wiederzugeben. Eines Tages saß das unglückliche Mädchen in ihrem Zimmer, in tiefes Nachdenken versunken und leise vor sich hinweinend, wie sie gewöhnlich that, wenn sie allein war. Da kam ein Bettler in das Haus und bat um ein Almosen. Anandas Herz war so voll, daß sie jedem, mit welchem sie zusammentraf, ihre Not klagte, in der schwachen Hoffnung, endlich jemanden zu finden, der ihr einen guten Rat geben könnte. Auch dem Bettler schilderte sie in traurigem Tone ihr Verlangen nach Erlösung.

„Ich meine, das Wort schon einmal gehört zu haben,“ erwiderte dieser.

„Wo, o wo hast Du's gehört?“ rief sie eifrig; „sage mir, wo ich Erlösung finden kann. Ich werde bald sterben; und was soll ich anfangen, wenn ich sterbe, ohne vorher Erlösung gefunden zu haben?“

Der Mann nannte ihr den Namen einer Wohlthätigkeits-Anstalt, wo 2000 arme Eingeborene wöchentlich einmal mit Reis beschenkt würden; doch bevor der Reis ausgeteilt werde, pflege ein christlicher Lehrer eine Ansprache an die Versammelten zu halten. „Dort habe ich es gehört“, sagte er; „die Christen reden von einem gewissen Jesus Christus, der aus dem Himmel gekommen sei, um die Menschen zu erlösen.“

„Wo ist er? Führe mich zu ihm!“ rief Ananda in höchster Aufregung.

Der Mann glaubte, sie sei nicht recht bei Sinnen, und wollte fortgehen. Allein sie ließ ihn nicht fort, bis er ihr genaue Auskunft gegeben hatte. „Nun,“ sagte er endlich, „ich kann Dir einen Mann bezeichnen, der Dir von Jesu erzählen kann,“ und er nannte ihr den Stadtteil, in welchem dieser Mann wohnte. Der Mann selbst hieß Narraput. Doch wer war Narraput? Er war einst ein reicher und stolzer Brahmine gewesen, hatte aber alle seine Reichtümer und Würden aufgegeben, um ein demütiger Jünger Jesu zu werden; und jetzt half er den Missionaren bei der Verkündigung des Evangeliums unter seinen Landsleuten.

Ananda gab dem Bettler ein reiches Geschenk und machte sich noch denselben Abend auf den Weg, um den Mann aufzusuchen, welcher sie zu Jesu führen sollte. In dem ihr angegebenen Stadtteil angekommen, fragte sie jeden, der ihr begegnete: „Wo wohnt Narraput? Wo wohnt der Mann, der mich zu Jesu führen kann?“ Aber niemand wollte es ihr sagen. Alle wußten es sehr gut, aber sie haßten Narraput, weil er ein Christ geworden war. Allmählich wurde es dunkel, und Ananda besorgte, man möchte sie in dieser späten Stunde auf der Straße erkennen und Böses von ihr denken. Ihr Herz war fast gebrochen; denn sie fürchtete, wieder heimgehen zu müssen, ohne Erlösung gefunden zu haben. Doch endlich blieb ihr keine andere Wahl; sie mußte umkehren. In diesem Augenblick sah sie einen Mann die Straße heraufkommen, und sie dachte, sie wolle ihr Heil noch einmal versuchen. Schüchtern richtete sie wieder die Frage an ihn, ob er nicht wisse, wo der Mann wohne, der sie zu Jesu führen

könne. Zu ihrer unaussprechlichen Freude zeigte er ihr das Haus; sie eilte auf dasselbe zu, und gerade als sie es erreichte, trat Narraput selbst aus der Thür. Weinend fiel sie ihm zu Füßen, rang ängstlich die Hände und fragte: „Bist Du Narraput, der Mann, der mich zu Jesu führen kann? O bringe mich zu Ihm! Ich muß sterben; und was soll ich anfangen, wenn ich sterbe, ohne vorher Erlösung gefunden zu haben?“

Narraput nahm die Bittende nicht so unfreundlich auf wie der Hindupriester. Gütig hob er sie vom Boden auf und führte sie ins Haus, wo seine Familie gerade beim Abendessen versammelt war. Er bat Ananda, sich niederzusetzen und ihm ihr ganzes Herz auszuschütten. Dies that sie mit einer solch rührenden Einfalt, daß er tiefbewegt wurde. Als sie ihre Geschichte beendet hatte, stand sie auf und sagte in dringendem Tone: „Jetzt, Herr, bringe mich zu Jesu! Du weißt, wo Er ist. Bringe mich zu Ihm!“

Ach! wie bereitwillig würde Jesus diese arme Hülfe-suchende aufgenommen haben, wenn Er noch auf dieser Erde gewesen wäre! Sie meinte, Er sei noch hienieden, und sie könne ohne weiteres zu Ihm gehen. Wie gut war es, daß Narraput erfahren hatte, daß Jesus, auch ohne hienieden zu sein, einem Herzen, das nach Ihm verlangt, sich offenbaren und ihm Ruhe und seligen Frieden schenken kann. Auf die flehentliche Bitte des Mädchens erwiderte er daher nichts anderes als: „Wir wollen beten!“ Alle knieten nieder, auch Ananda, und ein einfältiges, inbrünstiges Gebet stieg zum Gnadenthron empor. Narraput flehte zum Herrn um Gnade und Licht für das arme, an seiner Seite knieende Hindumädchen, das so sehr nach Ihm verlange. Und während er betete,

überkam Ananda ein nie gekanntes Gefühl unaussprechlicher Freude. Ohne genau zu wissen, warum, wurde es ihr zur Gewißheit, daß sie Erlösung gefunden habe, und ein süßer Friede kehrte in ihr bekümmertes Herz ein. Als Narraput zu beten aufhörte, erhob sie sich mit glückstrahlendem Angesicht. Sie kehrte bald darauf zu ihrer Gebieterin zurück, und diese war nicht wenig erstaunt, als sie die Veränderung in den Zügen ihrer Gesellschafterin bemerkte.

Am nächsten Tage schlug Ananda zum zweiten Mal den Weg zu dem Hause Narraputs ein, und von jetzt an konnte man sie jeden Tag in dem Hause des Mannes aus- und eingehen sehen, der sie zu Jesu geführt hatte. Narraput unterwies sie in den Wahrheiten des Evangeliums, und jetzt erst erkannte sie, auf welcher unerschütterlichen Grundlage der Friede des Gläubigen ruht. Bald darauf wurde sie getauft, und jetzt wandelt sie schon seit Jahren als eine treue Jüngerin Jesu. Wie herrlich hatte sich an ihr das Wort des Herrn bewahrheitet: „Alles, was mir der Vater giebt, wird zu mir kommen; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen!“

Aber euch, meine jungen Leser, möchte ich fragen: Habt ihr auch ein solches Verlangen nach Erlösung wie jenes Hindumädchen? Wünscht ihr auch so sehr, Jesum kennen zu lernen? Ihr habt das große Vorrecht genossen, von Jugend auf mit den Heilswahrheiten bekannt gemacht worden zu sein. Hütet euch, daß nicht dereinst vor dem Richterstuhle Christi Ananda als eure Verklägerin auftreten und euch verurteilen müsse! Bedenket, wie groß eure Verantwortlichkeit ist. Ihr habt keine Entschuldigung. Darum versäumet nicht die Zeit der Gnade. Schiebet nicht länger auf!

Das Evangelium Gottes.

„Denn unser Evangelium war nicht bei euch im Worte allein, sondern auch in Kraft und im Heiligen Geiste und in großer Gewißheit.“ (1. Thess. 1, 5.)

So schrieb der Apostel Paulus einst an seine geliebten Thessalonicher, und ich möchte heute an einen jeden Leser dieser Zeilen die Frage richten: Ist das Evangelium auch schon so zu dir gekommen? Hast du es aufgenommen, wie die Thessalonicher es aufgenommen hatten? Ich frage nicht, ob du das Evangelium schon einmal gehört hast. Für die meisten meiner jungen und alten Leser wäre das wohl eine überflüssige Frage; denn an sie alle ist gewiß schon einmal das Evangelium in irgend einer Form und zu irgend einer Zeit herangetreten. Und gerade weil dies der Fall ist, fahre ich fort zu fragen: Wie stehst du vor Gott? Ist das Evangelium Gottes zu dir gekommen, nicht im Worte allein, sondern auch in Kraft und im Heiligen Geiste und in großer Gewißheit? Mit andern Worten: Hast du es einmal in deiner innersten Seele, in der Tiefe deines Herzens aufgenommen als die Botschaft der Liebe und Gnade Gottes für dich und an dich, als dasjenige, was gerade für dich, einen armen, hilflosen, schuldigen Sünder, paßt? Hast du es im Glauben aufgenommen, und kannst du mit voller Gewißheit sagen, daß du ewiges Leben hast, daß du errettet bist, daß deine Sünden vergeben sind, und daß du passend gemacht bist für den Himmel und die heilige Gegenwart Gottes?

Täusche dich nicht, mein lieber Leser. Du magst aufrichtig, ehrbar und selbst religiös sein, und doch nicht das Heil Gottes und Seine frohe Botschaft angenommen

haben. Du magst bis zu dieser Stunde ein fleißiger Bibelleser und Kirchgänger gewesen sein, ja, selbst oft und mit großem Ernst das Abendmahl genommen haben, und doch noch in deinen Sünden auf dem breiten Wege einhergehen, der zum Verderben führt. Wenn einmal die Thür der Gnade verschlossen ist, werden viele kommen und anklopfen und sagen: „Herr, thue uns auf! . . . wir haben vor Dir gegessen und getrunken, und auf unsern Straßen hast Du gelehrt. Und Er wird sagen: Ich sage euch, ich kenne euch nicht, wo ihr her seid; weicht von mir, alle ihr Uebelthäter!“ (Luk. 13, 25—27.) Ach! wie viele setzen ihr Vertrauen auf Dinge, die — so richtig und gesegnet sie auch an ihrem Platze für diejenigen sein mögen, welche Christum angenommen haben — für jene nur zur Verblendung und Täuschung dienen, da sie dieselben an die Stelle Christi setzen.

Doch was ist das Evangelium, die Botschaft Gottes? Für wen ist es bestimmt? Wie wird es aufgenommen? Und welche Wirkung wird durch seine Annahme hervorgerufen?

Das Evangelium ist die Kraft Gottes zum Heile jedem, der da glaubt. (Röm. 1, 16.) In ihm wird die Gerechtigkeit Gottes geoffenbart, und zugleich findet die Liebe Gottes ihren vollen Ausdruck darin. Während unter dem Gesetz Gott nicht völlig gekannt werden konnte, wird in dem Evangelium Sein ganzes Herz geoffenbart. Es tritt an den armen, verlorenen Sünder, der sich bewußt ist, daß er der Vergebung aller seiner Sünden und eines Anrechts auf den Himmel bedarf, heran und giebt ihm beides. Es zeigt, wie die Sünden weit hinweggethan werden können, während der Sünder Gott nahe gebracht wird; es befreit mich von der Hölle und macht mich passend für den Himmel; es macht den Tod zunichte

und bringt Leben und Unverweslichkeit ans Licht; es nimmt alle Furcht vor dem Gericht hinweg und läßt mich frohlocken in Hoffnung der Herrlichkeit Gottes; es zerbricht die Sklavenkette Satans und macht mich zu einem Freigelassenen des Herrn; es lehrt mich aufhören, meinen eignen Willen zu thun, und macht mich zu einem Sklaven Christi; es bringt mich zu Gott und macht aus einem verdammungswürdigen Sünder ein Kind Gottes, einen Tempel des Heiligen Geistes, ja, einen Erben Gottes und einen Miterben Christi; es verbindet mich so innig mit Christo, daß ich sagen kann: Wie Er ist, so bin auch ich in dieser Welt.

Sage mir, mein Leser, muß das nicht eine frohe Botschaft sein, die mich in den Besitz aller dieser herrlichen Dinge setzt? Mich, der ich von Natur nichts anderes verdient habe als die ewigen Qualen des Feuersees? Ja, es ist in Wahrheit eine frohe Botschaft — das Evangelium Gottes an den verlorne Sünder! Aber auch nur für solche ist die Botschaft der Gnade Gottes bestimmt. Das Heil Gottes ist für die Verlorne; Seine Vergebung ist für die, welche sich gegen Ihn und Seine Gebote aufgelehnt, das ewige Leben für diejenigen, welche den Tod verdient haben. Der Friede ist gemacht für diejenigen, welche Feinde waren; der Zugang zu Gott für solche geöffnet, welche fern von Gott, ja, ohne Gott und ohne Hoffnung in dieser Welt standen. Sobald du deinen Platz vor Gott einnimmst als ein verderbter, schuldiger und verlornen Sünder, werden dir alle diese Segnungen umsonst, ohne Bedingung angeboten. Du brauchst auch nicht zu erschrecken bei dem Gedanken an die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Das Evangelium begegnet jedem Bedürfnis in der vollkommensten Weise. Es gründet

sich sogar auf die Gerechtigkeit Gottes selbst. Welch ein Gedanke! „Die Gnade herrscht durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben.“ Gott ist gerecht, und doch rechtfertigt Er den schuldigen Sünder.

Fragst du: Wie ist das möglich? Wie konnte das zuwege gebracht werden? — Lausche auf das Wort Gottes selbst; es giebt dir eine völlig befriedigende Antwort: „Ich thue euch aber kund, Brüder, das Evangelium, das ich euch verkündigt habe, das ihr auch angenommen, in welchem ihr auch stehet, durch welches ihr auch errettet werdet . . . : daß Christus gestorben ist für unsre Sünden, nach den Schriften, und daß Er begraben wurde und daß Er auferweckt worden ist am dritten Tage, nach den Schriften.“ (1. Kor. 15, 1—4.) „Den, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm.“ (2. Kor. 5, 21.) „Denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe.“ (1. Petr. 3, 18.) „Welcher unsrer Uebertretungen wegen dahingegeben und unsrer Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist.“ (Röm. 4, 25.) So stellt der Heilige Geist das gesegnete Werk Christi uns vor Augen. Christus schaffte eine Versöhnung für die Sünde durch Seinen Tod am Kreuze. Gott nahm dieses Werk an und gab Seinem Wohlgefallen an demselben dadurch Ausdruck, daß Er Seinen Sohn aus den Toten auferweckte und Ihn zu Seiner Rechten setzte in den himmlischen Dertern. Und die Resultate dieses großen, gesegneten Werkes müssen in Uebereinstimmung stehen mit seiner Vollkommenheit und seinem Gott verherrlichenden Charakter. Dasselbe hat zwei Dinge hervorgebracht: es hat die Sünden für immer hinweggethan und den Sünder in die Gegenwart Gottes gebracht.

Im Alten Testamente finden wir zwei schöne und treffende Vorbilder von diesem doppelten Resultat des Werkes Christi in dem einen der beiden Böcke, welche am großen Versöhnungstage in Israel Jehova dargebracht werden mußten, (3. Mose 16.) und in dem einen der beiden Vögel, welche der Priester am Tage der Reinigung eines Aussätzigen zu nehmen hatte. (3. Mose 14.) Auf das Haupt des ersten wurden alle Sünden des Volkes bekannt, und dann wurde er in die Wüste, in ein unbewohntes Land hinausgeführt. Der letzte wurde in das Blut des über reinem, lebendigem Wasser geschlachteten Vogels getaucht und dann losgelassen, so daß er, indem er sich in die Luft empor schwang, das Blut gleichsam zum Himmel hinauftrug. Erkennst du nicht die liebliche Bedeutung dieser beiden Vorbilder, mein Leser? Der Bock des Sündopfers trug die auf seinen Kopf bekannten Sünden in ein fernes, unbewohntes Land hinaus, um nie wieder in das Lager zurückzukehren — so hat Christus die Sünden aller an Ihn Glaubenden hinausgetragen in das Land göttlicher Vergessenheit, so daß sie nie wieder in das Gedächtnis vor Gott kommen können. Der am Leben bleibende Vogel trug das Blut des geschlachteten auf seinen Schwingen zum Himmel empor — so ist Christus als der Auferstandene in den Himmel hinaufgefahren und hat Sein Versöhnungsblut in das Heiligtum Gottes getragen und es dort in siebenfacher, göttlicher Vollkommenheit „vor und auf den Thron“ gesprengt. Im 10. Kapitel des Hebräerbriefes macht uns der Apostel mit diesen beiden gesegneten Folgen des Opfertodes Christi bekannt; wir lesen dort: „Ihrer Sünden und ihrer Gesetzlosigkeiten werde ich nie mehr gedenken,“ und: „Da wir nun, Brüder, Freimütigkeit haben zum Eintritt in das Heiligtum durch

das Blut Jesu, den neuen und lebendigen Weg, welchen Er uns eingeweiht hat durch den Vorhang, das ist Sein Fleisch . . ., so laßt uns hinzutreten mit wahrhaftigem Herzen, in voller Gewißheit des Glaubens." (B. 17. 19—22.)

Fragst du nun: Wie kann ich denn aller dieser gesegneten Dinge teilhaftig werden? wie kann ich die Gewißheit erlangen, daß alles dieses mein Eigentum ist? so giebt dir wiederum das Wort Gottes eine einfache, völlig befriedigende Antwort; und diese lautet: Glaube nur! „Diesem (Jesus) geben alle Propheten Zeugnis, daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen.“ — „So sei es euch nun kund, Brüder, daß durch diesen euch Vergebung der Sünden verkündigt wird; und von allem, wovon ihr im Gesetz Moses nicht gerechtfertigt werden konntet, wird in diesem jeder Glaubende gerechtfertigt.“ (Apostg. 10, 43; 13, 38. 39.) „Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir mittelst des Glaubens auch Zugang haben zu dieser Gnade, in welcher wir stehen, und rühmen uns in Hoffnung der Herrlichkeit Gottes.“ (Röm. 5, 1. 2.) „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“ (Joh. 3, 36.) „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes.“ (1. Joh. 5, 13.)

Da siehst du also, daß Gott selbst dir das Recht giebt, in demselben Augenblick, da du in Wahrheit an den Herrn Jesum glaubst und dein ganzes Vertrauen auf Ihn und auf Sein vollbrachtes Werk setzt, zu wissen, daß du ewiges Leben hast, daß deine Sünden für immer hinweggethan sind, daß du in der Gunst

Gottes stehst und auf dem Wege bist zu Seiner Herrlichkeit. Welch ein gesegnetes, kostbares Evangelium! Möchtest du es doch heute noch aufnehmen, und möchte es dieselbe Wirkung bei dir hervorbringen, wie sie einst bei den Neubekehrten in Thessalonich aus Licht trat. Von ihnen konnte gesagt werden: „Denn von euch aus ist das Wort des Herrn erschollen, nicht allein in Macedonien und in Achaja, sondern an jedem Orte ist euer Glaube an Gott ausgebreitet worden, so daß wir nicht nötig haben, etwas zu sagen. Denn sie selbst verkündigen von uns, welchen Eingang wir bei euch hatten, und wie ihr euch von den Götzenbildern zu Gott bekehrt habt, dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und Seinen Sohn aus den Himmeln zu erwarten, den Er aus den Toten auferweckt hat — Jesum, der uns errettet von dem kommenden Zorn.“ (1. Thess. 1, 8—10.) Dann wird auch an dir gesehen und erkannt werden, daß das Evangelium nicht zu dir gekommen ist im Wort allein, sondern auch in Kraft und im Heiligen Geiste und in voller Gewißheit.

„Ist das alles?“

Peter war früh eine Waise geworden und hatte nach dem Tode seiner Eltern in dem Hause seines Großvaters Aufnahme gefunden. Doch hier war er, obwohl ihm äußerlich nichts abging, schlecht aufgehoben. Der Alte besaß eine Herberge, in welcher hauptsächlich die Knechte der benachbarten Gutsherrschaft, sowie die des Weges kommenden Fuhrleute verkehrten. Meine jungen Leser wissen, daß die letzteren meist rauhe und oft sehr gottlose

Menschen sind. So konnte man denn auch in der Herberge während des ganzen Tages Schwüre und gotteslästerliche Reden vernehmen. Doch am schlimmsten ging es an den Sonntagen her, da dann das kleine Wirtschaftszimmer gewöhnlich von Gästen übersfüllt war, die sich trinkend, Karten spielend und fluchend die Zeit vertrieben. Peter mußte dann seinem Großvater zur Hand gehen und die Gäste bedienen helfen. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß der Knabe sich nicht nur bald an die lästerlichen Reden der Gäste gewöhnte, sondern auch selbst nach kurzer Zeit ein Meister im Fluchen und Schwören wurde. Ach! niemand war da, der ihn auf das Gottlose eines solchen Thuns und auf das Ende des Weges der Sünde aufmerksam gemacht hätte. Doch Gott gedachte in Seiner Gnade an den armen, verwaisten Knaben. Er sollte wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden.

Eines Sonntagnachmittags stand Peter in der Thür der Herberge und schaute die Dorfstraße entlang. Da sah er in der Ferne einen Knaben herankommen, der mehrere Bücher unter dem Arme trug. Er kannte den Knaben von der Schule her, und so rief er ihm von weitem zu:

„Aber, Wilhelm, wo willst Du denn heute mit den Büchern hin?“

Der also Angerufene kam auf ihn zu und zeigte ihm die Bücher. Es war eine Bibel und ein Gesangbuch.

„Was willst Du damit thun?“ fragte Peter verwundert weiter.

„Ich gehe zur Sonntagschule,“ antwortete Wilhelm; „dort lesen wir in der Bibel und singen aus dem Gesangbuch. Hast Du nicht Lust, einmal mitzugehen? Ich habe Dich noch nie dort gesehen.“

„Lust hätte ich schon“, lautete die Antwort; „aber heute kann ich Dich nicht begleiten, da ich noch in meinen Alltagskleidern stecke. Aber wenn Du mich am nächsten Sonntag abholen willst, so will ich mitgehen. Mein Großvater wird's mir schon für einmal erlauben.“

Der folgende Sonntag kam, und zur bestimmten Stunde stand Peter vor der Thür und erwartete seinen jungen Freund. Diesmal war er sauber gekleidet, aber eine Bibel besaß er nicht. Ein solches Buch kannte man im Hause seines Großvaters nicht. Doch auf seine Frage, ob er auch ohne Bibel kommen dürfe, beruhigte ihn Wilhelm mit der Versicherung, daß er neben ihm sitzen und in seiner Bibel mit nachlesen könne.

Der Leiter der Sonntagschule, ein junger, freundlicher Mann, hieß unsern Peter, von dessen Ankunft Wilhelm ihn bereits unterrichtet hatte, herzlich willkommen; und nachdem die Buben und Mädchen ihre Plätze eingenommen hatten, begann der Gesang. Nach Beendigung desselben sprach der Lehrer ein kurzes, inbrünstiges Gebet, worin er des Herrn Segen auf alle die jungen Seelen herabflehte, welche ihn umgaben. Peter fühlte sich wunderbar berührt, und als der Lehrer hierauf anfang, die Liebe und Güte des Heilandes zu rühmen, war er ganz Ohr. Derselbe erzählte die alte und doch ewig neue, stets ergreifende Geschichte von der Menschwerdung Christi, von Seiner Pilgerschaft auf dieser Erde und von Seinem endlichen Tode am Kreuze. Er sprach von der Bosheit der Menschen, die den Herrn des Himmels mit ruchlosen Händen ans Kreuz schlugen und alle Seine Liebe mit dem schrecklichsten Haß und der bittersten Feindschaft vergalt.

„Denkt nur nicht, liebe Kinder,“ fuhr der Lehrer dann fort, „daß Ihr besser wäret als diese bösen Men-

ſchen damals, welche höhrend und spottend an dem Kreuze
 Jeſu vorübergingen. Gott ſagt, daß da kein Unterſchied
 ſei, daß alle geſündigt haben und die Herrlichkeit Gottes
 nicht erreichen. Eure Herzen ſind heute von Natur ebenſo
 böſe, als die Herzen der Juden damals. Alle Menſchen ſind
 verberbt und mit Sünden bedeckt, ja, ihr Herz iſt voll
 von Feindſchaft gegen Gott. Doch hört, was Gott für
 den böſen und feindſeligen Sünder gethan hat! In dem-
 ſelben Augenblick, da der Menſch ſeine größte Feindſchaft
 offenbarte und ſeinen bitterſten Haß an Jeſu ausließ,
 erwies Gott den ganzen Reichtum Seiner Gnade und
 Liebe. Er ſtellte Seinen geliebten, eingebornen Sohn zum
 Opfer für die Sünde, legte unsre vielen, unzähligen
 Sünden auf Ihn und richtete Ihn an unſrer Statt.
 Ja, Gott machte Jeſum an dem Stamme des Kreuzes
 zur Sünde und ließ Ihn die Strafe für die Sünde
 tragen, ſo daß jezt jeder, der an Ihn glaubt, nicht ver-
 loren geht, ſondern ewiges Leben hat. Wer an Jeſum
 glaubt, kann nicht mehr ins Gericht kommen, weil Jeſus
 an ſeiner Statt im Gericht geſtanden hat. Und der Herr
 Jeſus will ſo gern, daß Ihr alle an Ihn glaubt, daß
 Ihr zu Ihm kommt, wie Ihr ſeid, mit allen Euern Sünden,
 mit allem, was Euch drückt. Er will Euch Eure Laſt
 abnehmen und Euerm Herzen Ruhe und Frieden geben.
 Darum kommt doch zu Ihm! Wie glücklich iſt jeder, der
 an den Herrn Jeſum geglaubt hat! Ein ſolcher braucht
 ſich nicht mehr vor dem Tode zu fürchten; denn wenn
 er ſtirbt, ſo geht er unmittelbar zu dem Herrn Jeſu in
 den Himmel, um dort für ewig glücklich zu ſein. Und
 ſo lange es Gott gefällt, ihn auf dieſer Erde zu
 laſſen, erfährt er die Liebe und Sorge des guten
 Hirten, der Sein Leben für die verlorenen Schäflein hin-

gegeben hat und sie deshalb nie mehr verlassen und verfäumen kann."

Peter war es sonderbar zu Mute. Wohl hatte er schon oft in der Schule von Jesu und Seinem Tode am Kreuze gehört, aber noch nie hatte er die unbegreifliche Liebe Gottes in einem solchen Lichte gesehen wie heute. Alles schien ihm völlig neu zu sein. Und als nun der Lehrer mit großem Ernste darauf hinwies, wie es um unsrer Sünden willen nötig war, daß Jesus den Tod eines Missethätters sterben, ja, daß Er um unsrer Sünden willen ausrufen mußte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ da traten ihm die Thränen in die Augen. Eilig wischte er sie mit dem Ärmel seiner Jacke ab; aber je mehr er wischte, desto stärker flossen sie. Und als nun der Lehrer weiter erzählte, wie der Herr Jesus aus dem Grabe auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei und jetzt von dort herniederblicke, ob nicht ein Kind da sei, das sich noch an demselben Tage Ihm übergeben und an Ihn glauben wolle, da dachte Peter bei sich selbst: „Ach! wenn du doch auch wüßtest, daß du errettet wärest und diesem treuen Heilande angehörtest!“

• Viel zu früh für Peter schloß der Lehrer seine Erzählung. Er hätte ihm noch stundenlang zuhören können, ohne zu ermüden. Nachdem zum Schluß wieder ein Lied gesungen und ein Gebet gesprochen worden war, verließen die Kinder eines nach dem andern das Zimmer. Nur Peter blieb zurück. Auf die freundliche Frage des Lehrers, warum er nicht auch gehe, erwiderte er:

„Ach! ich möchte so gern errettet werden. Können Sie mir nicht sagen, was ich thun muß, um Gewißheit

zu erlangen, daß meine Sünden vergeben sind? Ich habe viel, viel Böses gethan.“

„Wenn Du von Herzen an den Herrn Jesum glaubst,“ antwortete der Lehrer, „wenn Du glaubst, daß Er auch für Dich gestorben ist und Deine vielen Sünden getragen hat, so bist Du errettet. Denn der Herr Jesus selbst sagt: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht.““

„Ist das alles?“ rief Peter erstaunt. Und dann schloß er seine Augen, faltete die Hände und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Herr Jesu, ich glaube! Amen.“ Hierauf gab er dem Lehrer die Hand und verließ das Zimmer, glücklicher als er jemals in seinem Leben gewesen war.

Dies war das erste und einzige Mal, daß Peter Gelegenheit hatte, die frohe Botschaft von Jesu zu hören. Denn in der darauf folgenden Woche wurde er vor dem Hause seines Großvaters von einem Frachtwagen überfahren und so verletzt, daß er nie wieder das Zimmer verlassen konnte. Doch lebte er noch mehrere Jahre, und alle, die ihn besuchten, fanden ihn stets glücklich. Er wußte, daß seine vielen Sünden vergeben waren; und er wartete mit freudigem Herzen auf die Ankunft seines Herrn, um dann für immer von allem Schmerz und aller Pein erlöst zu sein und allezeit und ungestört die Liebe Jesu zu genießen und Seine Herrlichkeit anzuschauen.

Glaubst auch du an den Herrn Jesum, mein lieber junger Leser, und wartest du mit glücklichem Herzen auf Seine Ankunft?

Der glückliche Schiffsjunge.

1.

Wir befanden uns auf der Reise von dem fernen Ostindien nach unserm heimatlichen Erdteil, so erzählt ein Augenzeuge der nachstehend mitgetheilten Ereignisse. Mehrere Wochen hindurch hatten wir das herrlichste Wetter gehabt, und schon neigte sich unsre Fahrt ihrem Ende zu, als sich der bisher fast unaufhörlich heitere Himmel mit dunklen, drohenden Wolken bedeckte. Die frühere Stille machte einem bewegten Treiben der Elemente Platz. Der Wind blies in heftigen Stößen, und von Zeit zu Zeit ergossen mächtige Sturzwellen ihr salziges Wasser über das Deck, so daß der Aufenthalt auf demselben recht unbehaglich wurde.

Unter der Bemannung des Schiffes befand sich ein Matrose, der von dem ersten Tage an die Aufmerksamkeit aller Mitreisenden durch sein schlechtes Verhalten auf sich gelenkt hatte. Er war ein solch gottloser Mensch, daß selbst seine Kameraden seinen Umgang nieden. Aber wie wunderbar! Gott gedachte an ihn und wollte gerade an ihm den Reichtum Seiner Gnade beweisen. Wenn auch alle ihm den Rücken wandten, und niemand ihn auf seinen Weg und das schreckliche Ende desselben aufmerksam machte, so verlangte doch das Herz Gottes nach seiner Errettung. Williams, so lautete der Name des Matrosen, wurde plötzlich von einem Fieber befallen, dessen Heftigkeit sich bald in bedenklicher Weise steigerte. Er schien dem Tode mit schnellen Schritten entgegen zu gehen; und obwohl im Anfang seiner Krankheit völlig gleichgültig, wünschte er jetzt doch, daß jemand mit ihm über sein Seelenheil reden möchte. Wer aber konnte

der Bote des Evangeliums für ihn werden? Der Kapitän und die Seeleute waren nicht nur völlig gleichgültig, sondern auch ganz und gar unwissend in dem Wege des Heils, und ich selbst war so krank, daß ich kaum das Bett verlassen konnte.

Doch Gott kennt stets Mittel und Wege, Seine Gnadenratschlüsse zur Ausführung zu bringen, wenn auch unserm Auge jeder Ausweg versperrt zu sein scheint. Auf dem Schiffe that ein junger Bursche, namens Jakob B., Dienste als Schiffsjunge. Die Matrosen nannten ihn spottweise den „frommen Jakob“, oder gar „Jakob R.“, nach dem Namen des Mannes, welcher in G., dem Geburtsorte Jakobs, eine Reihe von Sonntagschulen ins Leben gerufen hatte. Eine dieser Schulen hatte Jakob besucht und war dort zum Herrn Jesu geführt worden; er hatte an Ihn als seinen Heiland geglaubt und liebte Ihn jetzt mit der ganzen Kraft und Innigkeit seines jungen Herzens. Den Spott der Matrosen beachtete er wenig. Durch die Geduld, Sanftmut und Fröhlichkeit, mit welcher er ihre Schmähungen ertrug, erinnerte er mich oft an die Worte: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast Du Lob gegründet.“

Jakob war es auch allein, der dem todkranken Williams während seines Leidens Teilnahme bewies, obgleich ihn dieser früher oft gequält und mit seinen rohen Neckereien verfolgt hatte. In seinen Bemühungen der Liebe unterstützte ihn eine Negerin, mit Namen Kleopatra oder Kleo, welche in Begleitung eines kleinen weißen Mädchens nach England reiste. Kleo nahm sich auf die inständigen Bitten Jakobs des armen Leidenden freundlich an, pflegte ihn mit großer Sorgfalt und be-

reitete eigenhändig allerlei Speisen für ihn, welche sie zur Hebung seiner sinkenden Kräfte für dienlich hielt.

Ihre kleine Pflegebefohlene war ein liebliches Kind von ungefähr 4 Jahren. Ich sah die Beiden nur selten, da die Kleine, wenn es das Wetter zuließ, stets auf dem Deck blieb, wo sie mit einer jungen Ziege spielte, die ihr auf Schritt und Tritt folgte, und welche sie gelehrt hatte, die zu den Kajüten führende Treppe hinauf- und herabzuklettern. Aleo trug die Kleine stets auf dem Arm, wenn sie kam, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Die gute Schwarze beschäftigte sich viel mit den Kindern und Kranken, die an Bord des Schiffes waren. Ihre Erkenntnis in den Dingen Gottes war gering, denn lesen konnte sie nicht; aber sie hatte gelernt, daß die Bibel den Weg zum Himmel, zur Herrlichkeit zeigt, und legte große Bekümmernis um die Seele des kranken Matrosen an den Tag. Jakob las diesem täglich, so oft es seine Zeit zuließ und der Kranke es erlaubte, Stellen aus dem Worte Gottes vor. Aleo saß dann gewöhnlich bei ihnen und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die köstlichen Worte. Bald nachher sollte es sich zeigen, daß die Bemühungen Jakobs nicht allein für den kranken Matrosen, sondern auch für Aleo gesegnet gewesen waren.

Einige Tage ging alles seinen gewohnten Gang. Eines Morgens jedoch trat Jakob mit allen Zeichen der Bestürzung in meine Kajüte. Sein Gesicht war in Thränen gebadet; er zitterte heftig und war kaum fähig, ein Wort hervorzubringen. Ich dachte nicht anders, als daß er mir von dem Tode des armen W., einem Hinscheiden „ohne Hoffnung und ohne Gott“, Mitteilung

machen wolle. „Was ist vorgefallen?“ fragte ich ihn, mich im Bette aufrichtend; „was ist geschehen, Jakob? — Ist Williams gestorben?“

Ohne auf meine Fragen zu achten, antwortete er: „Armer W., er ist so unglücklich; er sagt, er sei ein verdammungswürdiger Sünder und rettungslos verloren; Gott wolle ihn dahin werfen, wo es in alle Ewigkeit nur Heulen und Zähneknirschen gebe. Was soll ich ihm jetzt sagen?“

„Darüber brauchst Du Dich nicht zu betrüben“, erwiderte ich. „Im Gegenteil; wenn W. seinen verlorenen Zustand erkennt, so hat Gott Deine Gebete für ihn erhört. Denn gerade diese Erkenntnis ist ein Beweis, daß die Gnade in seinem Herzen gewirkt hat. Kehre nur zu ihm zurück und sage ihm, daß Gott allerdings ein gerechter und heiliger Gott sei, der die Sünde nicht ungestraft und ungerichtet lassen könne, daß dieser selbe Gott aber in Christo Jesu einen Weg der Errettung für jeden bußfertigen Sünder bereitet habe. Sage ihm, daß das Blut des Herrn Jesu am Kreuze auf Golgatha geflossen sei, und daß ein jeder, der an Jesum glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe; ja, daß keine Sündenschuld zu groß sei, um nicht durch dieses kostbare Blut für ewig getilgt werden zu können. Wies ihm die Stelle aus Röm. 3 vor, wo es heißt, daß Gott um des Blutes Jesu willen nur gerecht handelt, wenn Er den rechtfertigt, der des Glaubens an Jesum ist. Ermuntere ihn, an diesen Herrn zu glauben, um die Vergebung seiner Sünden zu empfangen. Sage ihm, daß „in Ihm jeder Glaubende gerechtfertigt werde“, und daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht beschämt werden solle. Es ist noch nicht zu spät für ihn, zu glauben und die

Gnade anzunehmen, welche Gott ihm so bereitwillig anbietet und so gern zu teil werden lassen möchte.“

„Das alles habe ich ihm schon gesagt“, entgegnete Jakob; „aber er antwortet stets, er könne nicht glauben, daß Gott einem solch gottlosen Menschen, wie er sei, gnädig sein wolle. Ich habe ihm die Geschichte von dem Räuber am Kreuz und von dem verlorenen Sohn erzählt und ihm einige der Gleichnisse, welche die Liebe Gottes zu den Sündern so schön darstellen, vorgelesen; ich habe ihm versichert, daß der Herr Jesus gekommen sei, um selbst die größten Sünder zu erretten. Aber immer wiederholt er mir, er könne es unmöglich glauben.“

Ich schickte den Knaben zurück, und nachdem ich mich mit Mühe erhoben und angekleidet hatte, suchte ich Williams auf. Er saß in seiner Hängematte; sein Gesicht bedeckte eine durchdringende Blässe, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, und der Atem ging schwer und keuchend. Niemals werde ich diesen Anblick vergessen. Jakob und Ateo knieten neben dem Kranken. Ersterer betete aus der Fülle seines Herzens, wie ich überzeugt bin, ungefähr mit folgenden Worten: „Gnädiger und barmherziger Gott! Blicke auf diesen armen, sterbenden Mann, der nach Deiner Gnade und Deiner Vergebung so brennend verlangt . . .“ — „O, ja, sehr brennend,“ wiederholte der Unglückliche, in einem Tone, so voll von Angst und Verzweiflung, daß unwillkürlich ein Zittern meinen Körper durchlief.

Der Knabe hielt inne und richtete seine Augen mit flehendem Ausdruck auf Williams, als wollte er ihm zurufen: „Glaube doch nur!“ Der Kranke antwortete mit einem Blick, in welchem sich nichts als ein unbeschreiblicher Schrecken abspiegelte.

„Um der Liebe Christi willen“, fuhr der kleine Beter, der meinen Eintritt nicht bemerkt hatte, jetzt fort, „um der Liebe Christi willen, der für die Sünder, für die Verlorenen, in den Tod gegangen ist, erzeuge Williams Dein Erbarmen! O Herr, er hat keine Hoffnung als nur auf Deine Barmherzigkeit. Schenke ihm doch den Glauben an Jesum! Ja, erbarme Dich seiner und errette ihn von der ewigen Verdammnis! . . .“

„Ja, keine Hoffnung,“ fiel der Kranke von neuem händeringend ein; „keine Hoffnung! — verloren — für ewig verloren!“

Wieder begann der Kleine, und sein Flehen wurde immer dringender: „O Herr, schaue von Deinem Heiligtum herab und höre auf das Seufzen dieses armen Mannes! Er scheint dem Tode nahe zu sein, und er hat keine Hoffnung, keinen Heiland, keinen Jesus. Vergieb ihm seine vielen Sünden um Deiner Barmherzigkeit willen! Sei ihm gnädig um Jesu willen! Amen.“

Williams, dessen Herz durch diese liebevolle Teilnahme und durch die Kraft des einfältigen, inbrünstigen Gebets völlig gebrochen war, sank kraftlos in seine Kissen zurück. Ein Strom von Thränen stürzte über seine vom Fieber erhitzten Wangen herab. Es waren die ersten, welche er während seiner Krankheit vergossen hatte; sie gewährten seinem beschwerten Herzen augenscheinlich große Erleichterung. So weit es meine schwachen Kräfte erlaubten, redete ich ihm zu, die in Christo Jesu geoffenbarte Gnade Gottes in einfältigem, kindlichem Glauben anzunehmen. Er lauschte meinen Worten mit der größten Spannung; aber der Augenblick war noch nicht gekommen, wo der Lichtglanz des Evangeliums in sein Herz ausstrahlen und die in demselben herr-

schende dicke Finsterniß verschleichen sollte. Endlich verließ ich ihn.

Mehrere Tage hindurch sah ich ihn nicht wieder, da sich mein Unwohlsein verschlimmert hatte; indes empfing ich täglich Nachrichten von ihm durch Jakob und Aleo, und diese lauteten immer erfreulicher.

Jeden Augenblick, welchen der gute Knabe erübrigen konnte, benutzte er dazu, Williams einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vorzulesen und sich mit ihm über das Gelesene zu unterhalten. Und je mehr die Körperkräfte des Leidenden abnahmen, desto mehr erstarkte sein geistliches Leben.

Eines Morgens, als Jakob mir wie gewöhnlich Bericht über das Befinden des Kranken abstattete, drückte ich ihm gegenüber den Wunsch aus, Williams noch einmal zu sehen. Da ich mich etwas wohler fühlte, so gedachte ich ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Aleo meinte jedoch, der Sterbende sei seinem Ende so nahe, daß ich nicht mehr bis zum folgenden Tage aufschieben dürfe; ich erhob mich daher und ging zu ihm.

Das Bild des Schreckens, dessen Augenzeuge ich bei meinem ersten Besuch gewesen war, hatte sich meinem Gedächtniß so lebendig eingepreßt, daß ich eine gewisse Furcht bei dem Gedanken an ein Wiedersehen mit Williams nicht zu unterdrücken vermochte. Aber wie groß war meine Ueberraschung, als ich mich dem Lager des Sterbenden näherte! In den Zügen des armen und nunmehr so glücklichen Mannes war anstatt der früheren Verzweiflung eine Freude zu lesen, welche etwas wahrhaft Himmlisches hatte. Der Tod, welcher bereits auf der Schwelle stand, hatte alle seine Schrecken verloren; er war aus einem gefürchteten zu einem er-

sehnten Boten geworden. In der Zeit, welche zwischen meinen beiden Besuchen verflossen war, hatte Williams viel von Zweifeln und Befürchtungen aller Art zu leiden gehabt. Wie der Feind es stets zu thun pflegt bei Seelen, die den Herrn Jesum noch nicht lange kennen, war er auch bei Williams beschäftigt gewesen, seinen Blick von dem Herrn abzulenken und ihn mit sich selbst, mit der Größe seiner Schuld, mit der Schwachheit seines Glaubens und ähnlichen Dingen zu beschäftigen. Aber obgleich es ihm auf diese Weise gelungen war, den Seelenfrieden des Kranken für Augenblicke zu stören, so hatte die Gnade des Herrn den Zweifelnden doch immer wieder aufgerichtet. Sein Glaube hatte über alle Anläufe Satans triumphiert und sich immer fester an Jesum und an Sein untrügliches Wort angeklammert. So wie der junge Baum, von den Stürmen geschüttelt, immer kräftigere Wurzeln schlägt, so war auch Williams gerade durch die Versuchungen, die über ihn gekommen waren, immer mehr in der Wahrheit befestigt und gegründet worden. Er ruhte jetzt mit aller Gewißheit und Zuversicht in dem vollbrachten Werke Christi. Alle Furcht war verschwunden, und auf mein Befragen, wie es ihm gehe, antwortete er mit tiefer Ueberzeugung: „Ich habe überwunden durch Den, der mich geliebt hat. Welch eine wunderbare Liebe!“

Einen Augenblick später wandte er sich an Jakob mit den Worten: „Alles ist jetzt ruhig in meinem Innern, Jakob; alles ist ruhig. Ist das Friede?“

„Ja“, entgegnete dieser; „ich glaube, daß es der Friede Gottes ist, der allen Verstand übersteigt.“

„Wer hat mir diesen Frieden gegeben?“ forschte der Kranke weiter.

„Christus“, entgegnete der Anabe; „Er ist unser Friede; Er hat Frieden für uns gemacht.“

„Ja,“ setzte Williams hinzu, „Er hat ihn durch das Blut Seines Kreuzes gemacht.“

So war der Sterbende über zwei wunderbare Dinge unterrichtet, die ihm durch den Glauben zu teil geworden waren. Zunächst über die die Erkenntnis weit übersteigende Liebe des Christus, und dann über den Frieden Gottes, den kein Verstand zu erfassen vermag. Kannst auch du dich, mein teurer Leser, der Liebe des Herrn Jesu erfreuen, welche Ihn aus Seiner Herrlichkeit auf diese Erde herniederbrachte, die Ihn göttlichen Reichtum mit menschlicher Armut vertauschen ließ und Ihn in das Gericht und in den Tod an des Sünders Statt führte? Hast auch du bereits an Ihn geglaubt? Sind deine Sünden vergeben und hast du ewiges Leben? Erwartest du nicht mehr den Tod und das Gericht, sondern den Herrn Jesum und mit Ihm die ewige Herrlichkeit? — Glückselig bist du, wenn du diese Fragen mit aller Gewißheit bejahen kannst! Der Herr Jesus selbst sagte einst zu Seinen Jüngern: „Freuet euch nicht darüber, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen in den Himmeln angeschrieben sind!“ (Luk. 10, 20.)

In der meinem letzten Besuche folgenden Nacht schloß kein Schlaf meine Augen, da mein Geist zu lebhaft mit dem an dem Bette des sterbenden W. Gehörten und Gesehenen beschäftigt war. Kein Laut unterbrach die tiefe Ruhe an Bord. Nur von Zeit zu Zeit tönte der schwere Tritt des Mannes zu mir herab, welcher gerade über mir das Steuer lenkte und, indem er uns über die großen Wasser führte, ein Matrosenlied nach

dem andern vor sich hinsummte. In der Stille dieser Nacht entfloß die Seele W.'s ihrer sterblichen Hülle. Am nächstfolgenden Tage wurde sein Leichnam, nachdem man ihn in ein Tuch eingehüllt und auf ein mit Steinen beschwertes Brett befestigt hatte, in das Meer gesenkt.

Jetzt erst schien Jakob zum ersten Male zu fühlen, daß sein Freund nicht mehr war. Als er das Geräusch des ins Wasser gleitenden Leichnams vernahm und sah, wie sich die Wellen über dem ihm so teuren Gegenstand schlossen, stieß er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, einen durchdringenden Schrei aus. Dieser Ausdruck eines aufrichtigen Schmerzes fand in den Herzen fast aller Anwesenden einen lebhaften Wiederhall. Mehr als eines harten Seemannes Antlitz benezte sich mit Thränen der Teilnahme und Rührung. Obwohl ich selbst ebenfalls ernst gestimmt war, so kehrte ich doch mit stiller Freude und innigem Dank gegen den Herrn in meine Kajüte zurück.

2.

Drei Tage nach jenen Ereignissen näherten wir uns dem Kap Land's End, wurden aber von einem heftigen Winde an dem Hafen des Kanals,* in welchen wir einzulaufen gedachten, vorbeigetrieben. Wir segelten nun auf die Dünen zu, in der Hoffnung, dort Anker werfen zu können. Doch bevor dieses Vorhaben ausgeführt werden konnte, drehte sich der Wind und begann mit solcher Wut zu toben, daß der Kapitän alles daran setzen mußte, um das Schiff so weit als möglich von der Küste fern zu halten.

*) Der Meeresarm, welcher Frankreich und England von einander trennt, wird seiner geringen Breite wegen „Kanal“ genannt.

Vergebens würde ich versuchen, die Gefühle der Insassen des Schiffes zu beschreiben. Nach langer, langer Fahrt dem schützenden Hafen so nahe zu sein und ihn doch nicht erreichen zu können; angesichts der heimatlichen Küste den Gefahren eines schweren Seesturmes preisgegeben zu sein und die Aussicht zu haben, vielleicht nie wieder den Fuß auf die heimatliche Erde setzen zu dürfen, ist etwas Furchtbares. Ueberall begegnete ich hangen Gesichtern und verzweifelten Mienen. Zugleich erfuhr ich, wie falsch es ist, wenn man glaubt, die Stunde der Gefahr sei die passendste, um zu Jesu zu eilen und den Frieden mit Gott zu suchen. Wohl ist es wahr, daß die Gnade Gottes unumjchränkt, und daß Er stets bereit ist, jeden aufzunehmen, der in Aufrichtigkeit des Herzens sich Ihm naht; aber doch stehen alle, die eine so große Errettung in den Tagen der Ruhe vernachlässigt haben, mit einer um so schwereren Bürde da, wenn sie sich erst in der Stunde der Gefahr oder in der letzten Stunde ihres Lebens zu Ihm wenden wollen. Zugleich ist das Herz dann oft so sehr von den Schrecken des gegenwärtigen Augenblicks erfüllt, daß es nicht imstande ist, sich zu Gott zu erheben. Möchte deshalb keiner meiner jungen Freunde seine Errettung aufschieben! Wie mancher hat dies gethan und es nachher bitter, und vielleicht für immer zu spät, bereut! Möchte ein jeder, der noch nicht errettet ist, doch heute noch zu Jesu eilen und nicht länger sein Herz verhärten!

Mehrere Tage raste der Sturm in ungeschwächter Kraft fort und trieb uns aus dem Kanal zurück. Erst am vierten Tage legte sich die Heftigkeit des Unwetters insoweit, daß das Schiff seinen Kurs wieder aufnehmen konnte. Allmählich näherten wir uns dem Lande wieder

und sahen uns gegen Abend einer breiten Flußmündung gegenüber, in welche der Kapitän einzulaufen beschloß, da das Schiff von dem Wetter viel gelitten hatte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es uns, eine etwas geschützte Stelle zu erreichen, doch durften wir uns nicht zu weit in den Fluß hineinwagen, da die Mündung desselben von kleinen Inseln und Klippen versperrt war. Das Schiff wurde so fest wie möglich verankert. Doch sollte unsre Ruhe nur von kurzer Dauer sein. Bei einbrechender Dunkelheit brach der Sturm von neuem mit verdoppelter Gewalt los. Die schweren Ankertaue zerrissen wie dünne Zwirnsfäden, und nun trieb das Fahrzeug unaufhaltjam den Inseln zu und damit seinem sichern Verderben entgegen. Die Nacht war rabenschwarz; weder Mond noch Sterne schienen. Kurz vor Mitternacht ertönte vom Borderteil her plötzlich der Ruf: „Klippen voraus!“ und in demselben Augenblick fuhren wir mit solcher Wucht auf einen Felsen, daß der Hauptmast durch die Gewalt des Stoßes zerbrach und mit lautem Krachen über Bord stürzte. So schnell als möglich wurden die Taue, die ihn noch mit dem Schiffe verbanden, gefappt, und dieses richtete sich langsam wieder auf. Doch jetzt stürzten die haushohen Wellen mit donnerartigem Geräusch über das Verdeck und spülten alles, was nicht gut befestigt war, hinweg. Wird das Schiff den furchtbaren Anprall der Wogen bis zum Tagesanbruch aushalten? so fragten wir uns bange. Wäre es alt und morsch gewesen, so würde es bald völlig zerschellt worden sein. Doch es war ein neues, kräftig gebautes Fahrzeug, und so war es möglich, daß es bis zum Morgen zusammenhielt. Langsam schlichen die Stunden

dahin. Endlich verkündete ein rötlicher Schimmer im Osten das Herannahen des Tages. Sobald es hell genug war, um die Gegenstände um uns her unterscheiden zu können, wurde das große Boot ins Meer hinabgelassen. So unwahrscheinlich es auch war, daß das kleine Fahrzeug das mit Riffen bekränzte und eine steile, felsige Böschung bildende Ufer unversehrt erreichen würde, so mußte es doch versucht werden. Ich beschloß, vorläufig auf dem Schiffe zurückzubleiben, band mich mit einem Strick an einen der noch stehenden Masten fest und sah von hier aus zu, wie Aleo mit ihrem kleinen Schützling in das Boot hinabgelassen wurde. Es war eine schwere, gefährliche Arbeit; sie gelang aber über Erwarten gut. Nachdem dann außer einigen andern Passagieren noch Jakob und mehrere Matrosen in dem Boote Platz genommen hatten, stieß dieses von dem Schiffe ab und hielt auf das Land zu. Da der Wind nicht mehr so heftig blies, als in der vergangenen Nacht, so gelang es den Matrosen, wenn auch mit vieler Mühe, ein kleines Segel aufzuspannen. Langsam entfernte sich das Boot jetzt von dem Schiffe, angesichts einiger hundert Zuschauer, die aus den benachbarten Dörfern herbeigeeilt waren und mit ängstlichen Geberden den Anstrengungen der braven Seeleute zusahen.

Immer näher kam das Boot dem Ufer. Ost verschwand es für Augenblicke hinter den hohen Wellenberg, aber immer wieder kam es zum Vorschein. Wasser bot es den rollenden Wogen Trotz. Jetzt war es der Brandung nahe, und damit der gefährlichste Augenblick gekommen. Unglücklicherweise trieb der Wind es gerade einer Stelle zu, wo sich die Wogen an einer

vorliegenden Felsbank brachen und zurückprallend auf die nachrollenden Wellen stürzten und so eine Brandung erzeugten, deren Gischt haushoch emporspritzte, um dann als ein feiner Staubregen wieder herabzufallen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten unsre Blicke dem kleinen Fahrzeug mit seiner kostbaren Ladung. Wir sahen, wie eine Welle es auf ihren breiten Rücken nahm und mitten in die Brandung hineinwarf, und dann erblickten wir nichts mehr.

In diesem Augenblick teilten sich die Wolken; die Sonne brach durch und warf ihre Strahlen auf das wogende Element um uns her. Die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen hielten angestrengt Ausschau nach dem Lande hin. „Wo ist das Boot?“ kam es zitternd über meine Lippen. Weit und breit war nichts von einem Boote zu sehen. Da plötzlich drang ein lautes Geschrei von dem Ufer zu uns herüber. Gab es uns Kunde von der glücklichen Ankunft des Bootes, oder war es der Ausdruck der Teilnahme und des Schmerzes? Eine lange, bange Pause folgte. Endlich entriß uns das Meer selbst der peinigenden Ungewißheit; aber ach! nur um unsre Herzen mit Entsetzen und Trauer zu erfüllen. Das Boot kam wieder zum Vorschein, aber es trieb mit dem Kiel nach oben auf den Wogen dahin. Das Meer hatte alle Insassen des Bootes verschlungen.

Welch ein schrecklicher Anblick! Zitternd umklammerte ich die Taue des Schiffes, in der gewissen Erwartung, bald auch in die Tiefe des schonungslosen Elementes hinabzusinken. Zugleich wanderten meine Gedanken zu den drei geliebten Menschen, die sich mit auf dem Boote befunden hatten. Ach! sie hatten be-

reits ihr Grab in den Wogen des Meeres gefunden. Aber Welch eine unaussprechliche Freude durchzuckte mein Herz, als ich daran gedachte, daß sie hingegangen seien, um bei Jesu zu sein. Dieser Gedanke gab mir meine Ruhe völlig wieder und machte mich getrost und glücklich.

Allen menschlichen Berechnungen zum Troze hielt sich das Schiff noch längere Zeit. Doch erst allmählich legte sich die Gewalt der Wogen; und immer noch gingen sie sehr hoch, als es endlich einige wackre Fischer wagten, uns vom Lande aus Hülfe zu bringen. Unter dem Beistande Gottes gelang es ihnen, alle lebenden Wesen, die sich noch auf dem Wrack befanden, nach und nach ans Ufer zu schaffen. Ich fand in einer kleinen Fischerhütte freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege. Anfänglich glaubte ich, mein durch langes Kranksein geschwächter Körper würde diesem schweren Stöße vollends erliegen. Doch der Herr giebt die nötige Kraft, bis unsre Tage gezählt sind. Einige Stunden Schlaf erfrischten mich so, daß ich mich gegen Abend erheben konnte, um mich nach meinen Leidensgefährten umzusehen. Alle waren bei den braven Fischerleuten, welche in ihrem Liebesdienst mit einander zu wetteifern schienen, wohl untergebracht. Inzwischen waren auch einige Leichen ans Land gespült worden. Man hatte sie sogleich geborgen. Auf einem dürstigen, aber mit schneeweißem Linnen bedeckten Bett in der Herberge des Dorfes fand ich Ateo und das ihrer Obhut anvertraute Kind. Beide hielten sich innig umschlungen. Der Kopf der Kleinen ruhte auf der Brust der treuen Dienerin, deren schwarze Arme den zarten Körper selbst im Tode noch fest umschlossen. Es war unmöglich, die Beiden von einander zu trennen.

Dem guten Jakob, obwohl weniger geehrt, als Ateo und ihr Schützling, aber wahrlich keiner geringeren Ehre würdig, diente ein auf dem Fußboden ausgebreitetes Tuch als Lager, und ein weiß und blau gestreiftes Hemd bildete sein Totenkleid. Sein Antlitz trug den Ausdruck eines himmlischen Friedens. Selbst der Tod in einer solch schrecklichen Gestalt hatte die Ruhe seines Herzens nicht zu stören vermocht. Weise schnitt ich ihm eine seiner kastanienbraunen Locken ab, um sie als eine Erinnerung an ihn aufzubewahren. Sein ganzes Besitztum, eine kleine kupferne Geldkapsel, lag auf dem Tische. Neben ihm stand seine kleine Taschenbibel, die er stets bei sich trug, der teuerste Schatz seines Herzens, aus welchem er so manches Mal Trost für sich und Andere geschöpft hatte. Auf dem metallenen Verschuß des Buches las ich den Namen des teuern Toten und eine kurze Widmung von seiten seines ehemaligen Sonntagsschullehrers.

Lange stand ich in tiefer Bewegung neben den entseelten Zeichnamen. Es war mir, als müßten sie wieder aufleben, um sich noch einmal mit mir über unser köstliches Teil in Jesu zu unterhalten. Ich konnte mich fast nicht losreißen. Erst die hereinbrechende Nacht mahnte mich zur Heimkehr. Mit traurigem und doch zugleich glücklichem Herzen wanderte ich durch die engen Straßen des Fischerdorfes dem Häuschen meiner freundlichen Gastgeber zu, in dem gewissen, köstlichen Bewußtsein, daß ich meine lieben Freunde bald bei Jesu im Lichte des Vaterhauses wiedersehen würde.

„Glücklich die Toten, die im Herrn sterben, von nun an! Ja, spricht der Geist, auf daß sie ruhen von ihren Arbeiten; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (Offbg. 14, 13.)



„Ich kenne die Meinen.“

(Ev. Joh. 10, 14.)

Unser Bildchen versetzt uns in das Land Palästina, in jenes einst so schöne und reiche Land, das nach Gottes eignen Worten von Milch und Honig floß. Auf dem Hügel im Hintergrunde erheben sich die Ruinen der Stadt Samaria, und vorn vor der verfallenen Mauer erblicken wir einen Hirten in orientalischer Tracht mit seiner Herde. Er geht vor seinen Schafen her, und diese folgen ihm willig, da sie wissen, daß er sie auf grüne

Weiden führen wird. Sie kennen ihn und hören auf seine lockende oder warnende Stimme.

Meine jungen Leser haben gewiß schon alle eine solche Herde unter dem Schutze ihres Hirten draußen auf grüner Flur weiden sehen. Es ist ein schöner, lieblicher Anblick, nicht wahr? Ich kann wenigstens nie vorübergehen, ohne einen Augenblick still zu stehen und mich an dem friedlichen Bilde zu erfreuen. Wie ruhig grasen die alten Schafe, und mit welch drolligen Sprüngen umtanzen sie die jungen, muntern Lämmer! Und mitten unter ihnen steht der Hirt und überwacht mit sorgsamem Auge seine Herde, daß sich kein Schäflein allzuweit von ihr entferne, oder auf verbotene Weide gehe. Hat sich einmal eines zu weit fortgewagt, so ruft er ihm zu; und wenn es diesem Zuruf nicht folgt, so hat er einen kleinen Spaten mit langem Stiele zur Hand, mit welchem er eine Erdscholle absticht und diese auf das ungehorsame Schaf schleudert. Hilft auch diese zweite Warnung nicht, so schickt er seinen treuen Hund hinaus, um das mutwillige Tier zu der Herde zurückzutreiben. Und dieses Mittel hilft dann immer. Der Hund versteht seinen Herrn so gut, als wenn er menschlichen Verstand besäße. Laut bellend umkreist er das ungehorsame Schaf, und wenn es jetzt nicht mit schnellen Sprüngen zu den Uebrigen zurückeilt, so faßt er es mit seinen scharfen Zähnen, jedoch ohne es ernstlich zu verwunden. Hat er seinen Zweck erreicht, so kehrt er sogleich zu seinem Herrn zurück.

In dem oben angeführten Kapitel (Ev. Joh. 10.) nennt sich der Herr auch einen Hirten, und zwar den „guten Hirten“. Alle die Erlösten bilden Seine Herde, die Schafe Seiner Weide. Er geht vor ihnen her, und

sie folgen Ihm, weil sie Seine freundliche Stimme kennen und wissen, daß Er sie unaussprechlich lieb hat. Er hat den größten Beweis Seiner Liebe darin gegeben, daß Er Sein Leben für Seine Schafe gelassen hat. „Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt läßt Sein Leben für die Schafe.“ (V. 11.) Seine Herde besteht nur aus solchen, die einstmal's verlorene, verdammungswürdige Sünder waren. Um sie zu besitzen, mußte Er Sein teures Leben hingeben und als das fleckenloze, reine Lamm Gottes sterben. Es gab keinen andern Weg, um sie zu erretten und sie zu Seinem Eigentum zu machen. Er mußte sie erkaufen um den hohen, unschätzbaren Preis Seines kostbaren Blutes. Und Er hat dies gethan. Aus Liebe zu Seinen Schäflein ging Er in den Tod, ja, in den Tod des Kreuzes. Dort stand Er für sie im Gericht, beladen mit allen ihren Sünden und für sie zur Sünde gemacht. Dort bezahlte Er ihre ganze Schuld und erfüllte alle Ansprüche der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes.

Hätte Er einen vollkommeneren Beweis Seiner Liebe geben können? Unmöglich! Und könnte Er jetzt, nachdem Er dieser Seiner Liebe in so unbegreiflicher Weise Ausdruck gegeben hat, wohl eines der Seinen, die Er sich so teuer erkaufte hat, vergessen und versäumen? Das ist ebenso unmöglich. Er ruft sie alle mit Namen zu sich (V. 3.) — wie schön ist das! — und dann geht Er vor ihnen her und ist stets bemüht, sie auf gute Weide zu führen. Er weiß, was sie inmitten einer bösen, feindseligen Welt bedürfen; Er nährt und pflegt sie auf grünen Auen und lagert sie an Wassern der Ruhe. (V. 23.) Er erfüllt ihre Herzen mit Ruhe, Frieden und Freude und reicht ihnen himmlische Speise

dar. Zugleich wacht Er mit unausgesetzter, nie ermügender Sorgfalt über sie. Er weiß wohl, daß die Seinen in sich selbst keine Kraft haben, um den Listigen und Anläufen Satans, des Feindes der Seelen, zu widerstehen; und daß sie bald von der Herde abgelenkt werden würden, wenn nicht Er für sie in den Kampf träte wider Satan, wenn nicht Er unermüdtlich über sie wachte, sie lockte, warnte und, wenn dieses nicht hilft, sie züchtigte, um sie wieder zur Besinnung zu bringen, daß sie eilend zu Ihm und zu der Herde zurückkehren. O wie köstlich und tröstlich ist das Wort, welches der Herr im Blick auf diese Dinge ausspricht! Er sagt: „Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen.“ Er kennt alle, die Sein sind, ob jung oder alt, ob klein oder groß; Er weiß, wo sie sind und was sie sind; Er kennt alle ihre Umstände und Schwierigkeiten, ihre Ohnmacht, ihre Kraftlosigkeit, ihre Bedürfnisse, kurz alles, was sie angeht. Und dieser vollkommenen Kenntnis entsprechend, sorgt Er für sie, trägt und pflegt Er sie mit der zartesten Sorgfalt, mit unveränderlicher Liebe und Treue.

Ist es nicht eine herrliche, gesegnete Sache, meine jungen Freunde, sich so von dem Herrn des Himmels, dem guten Hirten, gekannt zu wissen, unter Seiner Obhut und Bewahrung jeden Tag vorangehen zu dürfen, so lange es Ihm gefällt, uns hienieden zu lassen? zu wissen, daß Er uns liebt und uns so leitet, wie es nach Seiner Liebe und Weisheit gut und nötig für uns ist, bis wir droben in der Herrlichkeit des Vaterhauses anlangen und dort Ihn schauen werden, wie Er ist? Seid ihr alle schon so von Ihm gekannt? Seid ihr Sein teures Eigentum geworden durch den Glauben an

Sein auf Golgatha vergossenes Blut? Seid ihr Schäflein Seiner Herde? Ach! ich fürchte, daß ihr noch nicht alle mit einem freudigen Ja! auf diese Fragen antworten könnt. Möchtet ihr doch einmal still stehen auf euerm Wege und euch mit Aufrichtigkeit fragen, wo dieser Weg hinführt. Ich weiß, daß viele von euch überzeugt sind, daß er in der ewigen Verdammnis enden muß. Wollt ihr länger in Gleichgültigkeit vorangehen, angesichts der freundlichen Einladung des guten Hirten und der ernstesten Thatjache, daß es plötzlich und dann für immer zu spät sein kann? Auch euch ruft der Herr zu: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin die Thür der Schafe; . . . wenn jemand durch mich eingeht, so wird er errettet werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ (B. 7—9.)

Wir sehen aus diesen Worten, daß der gute Hirt auch zugleich die Thür zu den Schafen ist. Niemand ist in Wahrheit ein Schäflein der Herde Christi, der nicht wirklich durch diese Thür eingegangen ist, d. h. mit andern Worten, der nicht als ein verlornen Sünder seine Zuflucht zu Jesu genommen und durch den Glauben an Ihn und Sein vollbrachtes Werk Frieden gefunden hat. Es giebt viele, die sich äußerlich zu Christo bekennen, die den Namen Christi tragen, deren Herzen und Gewissen aber nie in der Gegenwart Gottes gewesen sind. Solche sind keine wahren Schäflein Christi. Sie meinen und bekennen es zu sein; aber wie schrecklich werden sie sich enttäuscht sehen, wenn sie am Ende ihres Weges aus dem Munde des Herrn die ernstesten Worte vernehmen müssen: „Weichet von mir! — ich kenne euch nicht.“ O möchte doch keiner der Leser dieser Zeilen sich mit einem solch äußerlichen

Bekennnis begnügen! Der Teufel benutz eine äußere Religiosität und Frömmigkeit gern dazu, um die Seelen über ihren wahren Zustand in Unkenntnis zu erhalten und den Glauben in ihnen zu erwecken, es sei im Blick auf die Ewigkeit alles bei ihnen in Ordnung. Er ist ein Lügner und Betrüger von Anfang. Wie thöricht ist daher ein jeder, der ihm und seinen Einflüsterungen Gehör schenkt! Und wie verhängnisvoll sind die Folgen einer solchen Thorheit! Möchte daher ein jeder, der noch zurück ist, unverzüglich zu Jesu eilen! Bald wird die Thür nicht mehr offen stehen. Bald wird die Herde Christi vollzählich sein und mit ihrem guten Hirten, ihrem Herrn und Heiland, im Hause des Vaters vereinigt werden. Bald werden alle, die an Ihn geglaubt haben, um den Thron Gottes und des Lammes versammelt stehen und mit verklärten Lippen Ihn preisen, der sie geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat.

Möchtest du, mein lieber Leser, in der Zahl der Seligen droben fehlen? Willst du dein Herz noch länger vor der freundlichen Stimme des guten Hirten verhärten und dein Ohr vor Seiner liebevollen Einladung verschließen? Begehrt du nicht, zu der Zahl derer zu gehören, die jetzt schon täglich Seine Liebe und Huld, Seine Langmut und Güte in reichem Maße erfahren und, in dem Bewußtsein, daß Er sie liebt und als die Seinen kennt, durch diese Welt pilgern dürfen? O komme doch zu Jesu; gehe ein durch die Thür, und du wirst errettet werden und wirst ein- und ausgehen und Weide finden.

„Ich habe den Lauf vollendet.“

Ein armer Schuhmacher, dem es schwer fiel, sich und die Seinen in gesunden Tagen zu ernähren, wurde krank und geriet allmählich in die tiefste Armut. Ein mildthätiger, gottesfürchtiger Mann, der von seiner traurigen Lage gehört hatte, suchte ihn auf, um ihn zu trösten und ihm, so viel in seinen Kräften stand, beizustehen. Aber obwohl er an den Anblick von Elend und Armut gewöhnt war, so erschrak er doch, als er in das enge Dachzimmerchen trat, welches der kranke Schuhmacher bewohnte. Hier bot sich seinem Auge ein Schauspiel bitterer Noth dar, wie er es kaum je vorher gesehen hatte. Das niedrige, fast finstere Gemach sah kaum einer menschlichen Wohnung ähnlich. Es war von allem Hausgerät völlig entblößt; nicht einmal ein Stuhl war da, auf welchem der Besucher hätte Platz nehmen können. In einer Ecke des Zimmers, auf einem Haufen Lumpen, lag oder saß vielmehr eine fast zum Gerippe abgekehrte Gestalt. Es war der kranke Schuhmacher.

Der Fremde brauchte einen Augenblick, um sich von seinem Erstaunen zu erholen. Dann schritt er auf den Kranken zu und sagte, indem er sich auf den Boden niederließ und seine abgemagerte Hand ergriff:

„Sie scheinen sehr krank zu sein, mein armer Freund? Können Sie nicht liegen? Es muß Sie doch sehr ermüden, so aufrecht zu sitzen.“ Damit versuchte er die Lage des Kranken etwas zu verbessern. Doch dieser erwiderte, indem er jedes Wort keuchend und nach Atem ringend hervorstieß:

„Nein, mein Herr, ich kann es so noch am besten

aushalten. Ich kann nicht liegen. Sobald ich versuche, mich niederzulegen, wird es mir hier so beengt“, und damit zeigte er auf seine Brust.

Der Fremde saß einen Augenblick stillschweigend da, denn die wenigen Worte hatten den Kranken völlig erschöpft. Die Stille wurde nur durch das schwere, röchelnde Atemholen desselben unterbrochen. Seine Augen waren geschlossen, und mühsam hob und senkte sich die kranke Brust. Nach einer kurzen Pause jedoch blickte er wieder auf und begann von neuem: „Ja, mein Herr, ich bin sehr krank; ich fühle, daß ich dem Tode nahe bin. Noch wenige Tage, vielleicht nur noch einige Stunden, und es wird alles vorüber sein.“

Wieder hielt er erschöpft inne; doch dann fuhr er fort: „Ich weiß, wie es gehen wird; es ist mir, als ob ich alles genau vor mir sähe. Ich sehe mich hier liegen als einen Gestorbenen, ich sehe sie hereinkommen und mich in den Sarg legen; ich sehe, wie sie mich die enge Treppe hinab nach dem Kirchhofe tragen, wie sie mich in das Grab hinabsenken, einige Schollen Erde auf meinen Sarg werfen und dann — mich allein lassen.“

Den Fremden überlief es bei diesen Worten eiskalt; so hatte er noch nie einen Sterbenden reden hören. Das Bild, welches der Kranke vor ihm entwarf, war so wahr und lebendig, daß es keiner Erklärung bedurfte. Alles war eine schreckliche Wirklichkeit; alles mußte so geschehen, und wer konnte wissen, wie bald! Seine Augen ruhten bange und erwartungsvoll auf dem Sterbenden. Dieser schien bereits ein Toter zu sein. Der Schweiß des Todes stand in großen Tropfen auf seiner bleichen Stirn. Der Besucher wollte etwas sagen,

aber er war durch das, was er sah und hörte, so überwältigt, daß ihm das Wort auf der Zunge erstarb. Schweigend starrte er auf das abgekehrte Antlitz des Sterbenden. Doch noch einmal öffneten sich die müden Augen, während zugleich ein seliges Lächeln die bleichen Züge erhellte. Mit zurückgehaltenem Atem lauschte der Fremde den leisen Worten, die jetzt mühsam und unter großen Zwischenräumen über die Lippen des Kranken kamen: „Aber ich bin — es nicht selbst, — der dort sein wird; ich sehe mich — dort,“ und langsam seine Hand emporhebend, wies er nach oben; „ich sehe mich dort oben — bei Christo — bei meinem Erlöser; — dort — wo Er ist. — Ich habe — den Lauf — vollendet. — Fortan liegt mir — bereit — die Krone — der Gerechtigkeit.“

Die letzten Worte waren kaum noch hörbar. Noch einige schwere Atemzüge — und die Seele war ihrer sterblichen Hülle entflohen, um bei Jesu zu sein und dort auf den herrlichen Auferstehungsmorgen zu warten, an welchem alle die Toten in Christo aus ihren Gräbern hervorgehen und mit verherrlichten Leibern ihrem geliebten Herrn entgegengehen werden. Tief erschüttert verließ der Fremde das enge Dachstübchen. Sein Herz, das anfänglich für den Sterbenden gezittert hatte, war jetzt mit Lob und Dank erfüllt. Das, was er gehört hatte, war genug, um ihn im Blick auf den Heimgegangenen völlig zu beruhigen. Derselbe war eingegangen in die Freude seines Herrn.

Der gebrechliche Knabe.

Es war in der Frühe eines schönen Sonntagmorgens im Monat Juni, als man in der Nähe der Stadt N. einen Kinderwagen bemerken konnte, in welchem ein kleiner Knabe saß, dessen zarter Körper so weich als möglich in Kissen gebettet war. Die bleichen Züge seines Gesichts zeugten von einem langjährigen Leiden. Mit großem Interesse waren seine Blicke auf die schönen Blumen in den nahen grünen Wiesen gerichtet, während zugleich sein Ohr auf die Melodien der Vögel zu lauschen schien, die in den belaubten Zweigen der Bäume ihr Morgenlied sangen.

„Was mag dem kleinen Knaben fehlen, und wo mag er wohnen?“ dachte eine Dame, die desselben Weges kam; und sich an die arme Frau wendend, welche den Wagen hin- und herschob, fragte sie: „Ist das Ihr eignes Kind, gute Frau? Der arme Knabe scheint sehr krank zu sein, und zeigt dennoch ein so heiteres, glückliches Gesicht.“

„Mein Jakob ist ein armer Krüppel,“ antwortete die Frau; „er kann weder gehen noch mit andern Kindern spielen; aber er ist sehr glücklich, wenn ich ihn des Morgens, bevor ich in Tagelohn gehe, in seinem Wagen umherführe. Die übrige Zeit muß er allein zubringen.“

„Sie scheinen ermüdet zu sein, liebe Frau,“ fuhr die Dame in freundlichem Tone fort. „Wir wollen dort unter jenem schattigen Baume ein wenig Platz nehmen; ich möchte gern die Geschichte des armen Kleinen hören. Wie viele Jahre zählt er schon?“

„Er ist zehn Jahre alt,“ war die Antwort.

„Und ist er stets so gebrechlich gewesen?“ fragte die Dame weiter.

„O nein,“ erwiderte die Mutter, während eine Thräne ihr Auge feuchtete. „Er war früher ein schönes, liebliches Kind. Aber sehen Sie, Madame, der arme Knabe war erst neun Monate alt, als mein Mann starb. Die äußere Not zwang mich, ihn von dieser Zeit an der Sorge und Pflege seiner älteren, zehnjährigen Schwester anzuvertrauen. Eines Tages nun, während ich draußen bei fremden Leuten meine Arbeit hatte, ließ die Schwester den kleinen Bruder fallen. Mehrere Monate lag er sehr krank darnieder, und ich glaubte nicht, daß ich ihn behalten würde. Ich war zu arm, um ihm alles das, was er bedurft hätte, zu geben. Doch hat der Herr meine Gebete erhört und mich in meinem Leiden getröstet.“

„Das Kind muß doch für Sie bei all den Sorgen dieses Lebens eine schwere Bürde sein,“ meinte die Dame.

„Keineswegs. Der Knabe ist mein höchstes Glück, meine größte Freude hier auf Erden. Jeden Morgen, bevor ich an mein Tagewerk gehe, lege ich alles, was er während des Tages nötig hat, auf einen in seiner Nähe stehenden Tisch; und wenn meine Tochter und ich des Abends müde von unsrer Arbeit zurückkehren, dann sehe ich stets sein bleiches, sanftes Gesicht vor dem kleinen Fenster. Er jauchzt uns dann jedesmal vor Freude entgegen, so daß ich alle meine Müdigkeit vergesse und dem Herrn von ganzem Herzen für diese Freude in meinem Leben danke. Des Morgens verlasse ich eine Stunde früher mein Lager, um den armen Kleinen, so oft es das Wetter erlaubt, ins Freie

führen zu können. Das thut ihm jedesmal so wohl; und mir sind diese Augenblicke die kostbarsten meines Lebens.“

Mit wachsender Teilnahme richtete die Dame ihre Blicke auf den armen, kleinen Krüppel. Er lag da so ruhig und vergnügt in seinem Wagen, als wäre er das glücklichste Kind der Welt. Er schien ganz in Gedanken vertieft zu sein; und es war, als hätte er, von der Unterhaltung zwischen der Dame und seiner Mutter nicht eine Silbe gehört. Als jene jedoch die Frage an ihn richtete, ob ihm die Einsamkeit in seinem Hause nicht unangenehm sei, erwiderte er mit heiterm Lächeln:

„O nein, ich langweile mich niemals; ich fühle mich stets ganz glücklich. Der Herr Jesus meint es so gut mit mir; und ich danke Ihm jeden Tag, daß Er mir eine so liebe Mutter und eine so herzengute Schwester gegeben hat. Ich lese viel in der Bibel oder auch wohl in den kleinen Büchern, die Luise mir mitgebracht hat; und am Mittwoch und Samstag kommen regelmäßig einige Knaben aus der Nachbarschaft, um mir irgend eine hübsche Geschichte vorzulesen. Auch habe ich vor unserm kleinen Fenster einen Rosenstock stehen, wie Sie vielleicht noch nie einen schöneren gesehen haben. Er blüht alle Monate. Die erste Rose gebe ich meiner Mutter, die zweite meiner Schwester und die übrigen meinen kleinen Freunden; denn das ist das Einzige, was ich zu geben habe. Wenn Sie morgen einmal zu uns kommen wollen, dann will ich Ihnen auch eine Rose schenken.“

„Nun, das wird mir große Freude machen,“ fiel die Dame in freundlichem Tone ein. „Morgen will ich kommen und mir Deinen Rosenstock einmal ansehen.“

Sie warf noch einen Blick auf den armen, aber glücklichen Knaben, drückte der Mutter freundlich die Hand und verabschiedete sich für heute. Am folgenden Morgen aber schritt sie der ärmlichen Wohnung ihres kleinen Freundes zu. Schon von weitem sah sie im Fenster sein blasses Gesicht. Und als sie ins Zimmer trat, lächelte der Kleine sie mit solcher Freundlichkeit an, daß sie sogleich erkannte, wie willkommen ihr Besuch war. Auf einem kleinen Tische, der in seiner Nähe stand, lag eine Bibel nebst einigen andern kleinen Büchern, während der im Fenster stehende Rosenstock einen angenehmen Duft im Zimmer verbreitete. Außerdem lagen kleine Holzstücke auf dem Tische, aus welchem der arme Krüppel zum Zeitvertreib allerlei Figuren schnitzelte; und die an der Wand hängende fertige Ware zeugte von seinem angestregten Fleiße. Nachdem die freundliche Dame alles mit dem größten Interesse betrachtet hatte, setzte sie sich dem armen Jakob gegenüber und richtete die Frage an ihn:

„Ist Dir das Leben zuweilen nicht zur Last, mein Junge? Wünschest Du nicht zu Zeiten von Deinen Leiden für immer erlöst zu sein?“

„Dann und wann wohl, Madame,“ erwiderte der Kleine; „denn ich habe mitunter so schlimme Schmerzen im Rücken, daß ich's kaum ertragen kann. Dann muß ich während des ganzen Tages im Bett bleiben und kann weder schnitzeln noch lesen. Aber auch dann bin ich nicht unglücklich; denn ich denke immer an den Herrn Jesum und an die herrliche Zeit, wo mich kein Schmerz mehr quälen wird.“

„Bist Du denn nicht bange vor dem Tode, mein lieber Junge?“ fragte die Dame im Tone des Erstaunens.

„O nein; ich habe keine Furcht vor dem Tode, Madame,“ entgegnete der Krüppel mit einer heitern Miene. „Ja, sehen Sie, es ist mir oft, als ob für mich der Tod nicht mehr vorhanden wäre. Denn ich weiß, daß ich in den Himmel gehe, und dann werde ich erst recht anfangen zu leben. Dort werde ich nicht mehr gebrechlich sein; und dort werde ich mit meiner Mutter und mit Luise in der herrlichen Stadt wandeln können, von welcher die Bibel spricht. O wie herrlich wird das sein! Jetzt schon ist mir der Herr Jesus so lieb und teuer; aber dann werde ich Ihn vollkommen lieb haben. Sehen Sie, Madame, wenn ich daran denke, dann vergesse ich alle meine Schmerzen.“

Die Bewunderung der Dame erreichte den höchsten Gipfel. Lange ruhten ihre Blicke schweigend auf dem leidenden Kinde, als hätte sie nicht gewußt, wie sie die Unterhaltung fortsetzen sollte. Dann aber hob sie von neuem in freundlichem Tone an:

„Wirklich, Du bist bei all Deinem Elend ein glücklicher Knabe. Manches reiche, gesunde Kind hätte alle Ursache, Dich zu beneiden. Aber sage mir doch: Warst Du immer so glücklich und zufrieden?“

„Ach nein, Madame!“ erwiderte der Knabe mit ernster Miene. „Ich hatte früher viel Furcht vor dem Tode; denn sehen Sie, ich war nicht bekehrt. Jetzt aber weiß ich, daß der Herr alle meine Sünden am Kreuze getragen hat, und daß Er mich sehr liebt und mir einen Platz droben im Himmel bereitet hat. — Ja, Madame, das weiß ich gewiß. Und wenn ich allein und in großen Schmerzen bin, dann sind meine Gedanken immer bei Jesu; und ich bete dann auch für alle, die ich kenne, daß sie doch auch an Ihn glauben möchten;

und wenn meine kleinen Kameraden kommen, um mir etwas vorzulesen, so macht es mich immer so glücklich, wenn ich ihnen erzählen kann, was Er für verlorene Sünder gethan hat.“

Eine feierliche Stille trat ein. Beide, sowohl der kleine Krüppel als auch die teilnehmende Dame, hingen ihren Gedanken nach, bis endlich Jakob wieder anhob:

„Ich werde nicht lange mehr leben, Madame. Ich fühle es, daß ich bald zu Jesu gehen werde. Jeden Morgen, wenn die Mutter an ihre Arbeit geht, blicke ich ihr so lange nach, bis sie drüben an der Straßenecke verschwindet. Mir ist es dann oft, als ob ich sie in diesem Leben wohl nimmer wiedersehen würde. Aber ich lasse sie nie meine Gedanken merken; denn sonst würde sie sehr traurig werden, und Luise auch. So lange ich hienieden bin, will ich, wie sie mich oft in ihrer Freude nennen, ihr „Sonnenschein“ sein.“

Noch lange setzte der kleine Knabe sein glückliches Geplauder in dieser Weise fort, und die freundliche Dame, auf's Tiefste durch die Einfalt seines kindlichen Glaubens getroffen, schien nicht müde zu werden, ihm zuzuhören. Endlich nahm sie Abschied. Aber nach dieser Zeit wiederholte sie noch öfters ihren Besuch und trug nicht wenig dazu bei, die letzten Tage unsers kleinen Freundes zu erheitern.

Indes waren die Stunden gezählt, die Jakob noch auf dieser Erde zu leben hatte. Etwa ein Monat mochte seit jenem ersten Besuche vergangen sein, als die Dame eines Morgens die Nachricht erhielt, daß der Kranke seinem Ende sehr nahe sei. Sie eilte sofort an sein Krankenlager und kam eben noch frühzeitig genug, um die letzten Worte des sterbenden Kindes zu hören.

„Ich gehe — nach — Hause, — nach meinem — teuren Jesus!“ keuchte er kaum hörbar, mit gebrochener Stimme. Und während ein himmlischer Glanz seine bleichen Züge zu verklären schien, ging er ein in jene ewige Ruhe, nach welcher er sich mit so großem Verlangen gesehnt hatte.

Glücklicher Knabe! Jetzt ist er droben beim Herrn. Erlöst von allen Schmerzen und Mühsalen, schaut er jetzt für immer das Angesicht seines teuren Jesus, der ihn mit Seinem Blute erkauft hat. — Mein lieber, junger Leser! Ist es auch dein Verlangen, dorthin zu kommen? Wünschest auch du, wie der kleine Jakob, einmal einzugehen in die ewigen Wohnungen des Lichts und des Lebens? Nun, dann eile noch heute zu Ihm, der in die Welt gekommen ist, um verlorene Sünder zu suchen und zu erretten! Gehe zu Ihm, so wie du bist, mit allen deinen Sünden; und sicher wird Er dich annehmen. Denn Er selbst hat gesagt: „Alles was mir der Vater giebt, wird zu mir kommen, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen.“ (Joh. 6, 37.)

Gerettet.

1.

Es war an einem herrlichen Sommermorgen. Eben war die Sonne in majestätischem Glanze aufgegangen und vergoldete mit zitterndem Strahl die spiegelglatte, nur hie und da von einem leisen Windhauch bewegte Fläche des Meeres. Die Küste, welche am Abend vorher noch von Fischern und Badegästen belebt war, lag jetzt still und friedlich da. Nur hie und da schritt ein



einsamer Wanderer, der gleich mir die kostbaren frühen Morgenstunden nicht entbehren mochte, durch den Sand oder kletterte die Hügelreihe hinauf, welche den Strand umsäumte. Ich selbst wanderte einer kleinen Bucht zu, welche das Meer gebildet hatte und die durch die prächtigen Ruinen eines alten Schlosses beherrscht wurde. Hier war mein Lieblingsplätzchen, wo ich stundenlang

sigen und meinen Gedanken nachhängen oder in einem mitgebrachten Buche lesen konnte.

Hat der eine oder andere meiner jungen Freunde schon an dem Ufer des Meeres gesessen und seine Blicke hinausichweisen lassen über die unendlichen blauen Wogen, die sich am Horizonte mit dem Himmel zu verbinden scheinen? Hat er die Fischerboote mit seinen Augen verfolgt, wenn sie sanft auf- und abschaukelnd zum Fang hinausfuhren, bis sie allmählich kleiner und kleiner wurden und endlich in das Meer hinabzutauchen schienen? Nun, dann wird er auch gewiß die Größe Gottes bewundert, und, in stille Betrachtungen versunken, lange am Strande gesessen haben. So that ich es auch an jenem Morgen. Auf einem vorspringenden Felsen sitzend, von welchem aus ich ungehindert Rundschau halten konnte, ließ ich meine Blicke und Gedanken weit hinausichweisen über die vom Morgenwinde sanft gekräuselten Wogen. Zu meinen Füßen lagen zwei Fischerboote, deren Besitzer gerade beschäftigt waren, ihre Netze zum Fange bereit zu machen. Sonst erblickte ich an diesem Morgen weit und breit kein Segel. Wären meine Augen schärfer gewesen, so würde ich vielleicht einen Mann bemerkt haben, der mit kräftigen Stößen in das weite Meer hinausschwamm. Er war ein tüchtiger, geübter Schwimmer, und jeder Stoß entfernte ihn weiter und weiter von der Küste. Er war allein und mit dem Meere an dieser Stelle unbekannt, da er erst am Abende vorher eingetroffen war. Hätte er die Fischerleute gefragt, so würden sie ihn vor starken und gefährlichen Strömungen gewarnt haben, die es gerade an der Stelle gab, an welcher er sich befand. Allein er war ein Mann in der Fülle seiner Kraft und dachte nicht im geringsten

an Gefahr. Nicht ein einziges Mal wandte er seinen Kopf zurück, um zu sehen, wie weit die Küste schon hinter ihm lag. Vor Freude jauchzend, tummelte er sich in den köstlichen, erfrischenden Wellen. Endlich jedoch fühlte er eine leichte Ermüdung und beschloß, einen Augenblick auszuruhen und dann umzukehren. Doch wie erschraf er, als er jetzt zum Ufer zurückblickte! Er sah, daß er durch die Strömung viel weiter ins Meer hinausgetrieben worden war, als er gedacht oder beabsichtigt hatte, und daß zwischen ihm und der Küste eine beträchtliche Entfernung lag. „Es ist in der That Zeit, zurückzukehren,“ sagte er zu sich selbst und wandte sich dem Ufer zu.

Doch der Herr hatte ein Wort mit ihm zu reden, allein auf der großen Tiefe, ehe er das Land erreichen sollte. Er war, wie gesagt, ein kräftiger Mann und ein geübter Schwimmer; aber er machte bald die Entdeckung, daß die Strömung so stark war, daß er trotz der größten Anstrengungen kaum nennenswerte Fortschritte machte. Lange Zeit kämpfte er tapfer, aber die Küste war immer noch weit entfernt, zu weit, als daß sein Notschrei hätte vernommen werden können. Dennoch erhob er sich, so weit er konnte, aus dem Wasser und schrie aus Leibeskräften um Hülfe; aber keine Antwort kam, kein Zeichen verriet, daß man am Lande seine gefährliche Lage entdeckt habe. Von neuem begann er gegen die Strömung anzukämpfen, bis er sich endlich, aufs äußerste erschöpft, nicht länger verhehlen konnte, daß es keine Aussicht für ihn gebe, je wieder das Land zu erreichen. Seine Bewegungen wurden mit jedem Stoße schwächer und unsicherer, und er fühlte, wie er die kurze Strecke, die er der Strömung abgerungen hatte,

allmählich wieder verlor und immer weiter ins Meer hinausgetrieben wurde. Er hörte auf, sich nutzlos abzumühen, warf sich auf den Rücken und gab sich verloren.

Damit war der Augenblick für den Herrn gekommen, um zu seiner Seele zu reden. Unser Freund war religiös erzogen worden, ja, er hatte bereits seit längeren Jahren, Sonntag für Sonntag, von der Kanzel einer prächtigen Kirche herab zu einer großen Zahl von Zuhörern geredet von dem Wege des Heils, den Gott in Christo Jesu für den Menschen bereitet hat. Er war ein gewandter und gern gehörter Prediger. Er hatte öffentlich und in den Häusern viel zu Gott gebetet. Er hatte seine Gemeindeglieder fleißig besucht, die Armen reichlich unterstützt und manchem Sterbenden zum letzten Male das Abendmahl gereicht. Er hatte ein sehr ehrbares Leben geführt, galt allgemein als ein pflichttreuer Seelsorger und war im Blick auf alle diese Dinge bis dahin mit sich selbst sehr zufrieden gewesen, in der Ueberzeugung, daß ein solches Leben ganz gewiß Gott zufriedenstellen müsse.

Aber jetzt, als der Tod und die Ewigkeit in ihrer ganzen furchtbaren Wirklichkeit vor seine Seele traten, fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Plötzlich machte er die niederschmetternde Entdeckung, daß er keine Hoffnung für die Ewigkeit habe; daß er nie in Wahrheit Gott begegnet sei als ein verlorener, um Erbarmen rufender Sünder; daß er nicht bereit sei zu sterben, daß ihm das Eine, was not thut, fehle, daß er, mit einem Worte, ohne Jesum, ohne einen Heiland sei. Schrecken und Entsetzen bemächtigten sich seiner Seele. Es schien ihm, als wenn die leise plätschernden Wogen immer deutlicher und vernehmlicher die Worte geklüstert hätten:

„Auf daß ich nicht, nachdem ich anderen gepredigt, selbst verwerflich werde.“

Er fühlte, daß er einen Christus verkündigt hatte, den er selbst nicht kannte; daß er anderen ein Heil angepriesen, das ihm selbst noch nicht zu teil geworden war. Sein ganzes Leben trat vor sein Geistesauge mit all seinem äußern schönen Schein, aber auch mit all seiner innern Hohlheit und Leere. Dasselbe Leben, auf welches er bis dahin so stolz gewesen war, dessen er sich im Innern seines Herzens gerühmt hatte, verabscheute er jetzt als eine grobe Verispottung des Gottes, welcher gesagt hat: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz.“ Seine Zeit und sein Geld hatte er diesem Gott gegeben, aber nie sein Herz; und er hatte gemeint, sich durch diese armjeligen Gaben den Himmel verdienen zu können. Jetzt lernte er diese Dinge nach ihrem wahren Werte schätzen; er sah ein, daß all sein Thun nur aus „toten Werken“ bestanden hatte. Er erkannte jetzt, daß es „ohne Glauben unmöglich ist, Ihm wohlzugefallen“; daß das Werk, welches ihn retten könne, durch einen Andern für ihn gethan werden müsse, und daß die eigene Gerechtigkeit, auf welche er sich so viel zu gute gethan, nach dem Urtheil Gottes nichts anderes sei, als ein schmutziges, unflätiges Kleid. Die Opfer, welche er Gott darzubringen gemeint hatte, erschienen ihm wie die Opfer Abins — als Opfer ohne Blut; und „ohne Blutvergießen ist keine Vergebung“.

Alle diese Gedanken fuhren durch die Seele des armen Mannes — schneller, viel schneller, als ich sie niederzuschreiben vermag. Ja, wenn das Licht Gottes einmal in die Seele dringt, wenn Gott anfängt, zu dem Herzen zu reden und den Sünder in Sein Licht zu

stellen, dann bedarf es keiner langen Zeit, um ihn von seinem traurigen, verderbten Zustande zu überzeugen. Derselbe Räuber, der in diesem Augenblick mit seinem Genossen den Herrn schmäht, ruft im nächsten Jesu zu: „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Deinem Reiche kommst,“ und bekennt, daß er mit Recht seine Strafe erdulde. Und derselbe Mann, der soeben noch mit sich und seinem Leben völlig zufrieden gewesen war, wandte sich jetzt, völlig gebeugt und zerknirscht, zu Gott um Erbarmen. Dort allein mit Gott über der gewaltigen Tiefe, inmitten der Wogen des Meeres, stieg aus seinem geängstigten Herzen der laute Schrei zum Throne der Gnade empor: „Herr, rette mich, ich gehe verloren! Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig! Erbarme Dich eines verlorenen, unreinen Sünders, eines Heuchlers! Rette mich!“ Und als er so schrie, da drang die göttliche Antwort in seine Seele: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde;“ und: „Wer an Ihn glaubt, wird nicht verloren gehen, sondern hat das ewige Leben.“

Schwach und völlig erschöpft, dem Tode nahe, murmelte der einst so starke Mann: „Herr, ich glaube, daß Dein Blut auch für mich geflossen ist,“ und mit diesen Worten kehrten Frieden und Ruhe in seine Seele ein. In der nächsten Minute verlor er das Bewußtsein; einen Augenblick noch blieb er auf der Oberfläche, und dann sank er langsam in die Tiefe hinab.

2.

„Vater, Vater! sieh dort! Was treibt dort auf den Wellen? — Es ist ein Mensch, Vater!“ — so schallte es in diesem Augenblick über die Fläche des Wassers. Ein Fischerboot näherte sich langsam der Stelle, wo wir

unfern Freund soeben verlassen haben. Das scharfe Auge des Sohnes des Schiffers hatte den Ertrinkenden zuerst bemerkt. Durch seinen Ruf aufmerksam gemacht, schaute der Vater angestrengt in der Richtung, welche der ausgestreckte Arm seines Sohnes andeutete. Im nächsten Augenblick sprang er aus Steuer und rief der kleinen Mannschaft des Bootes zu: „Rudert für euer Leben, ihr Jungen! Dort ist ein Mitmensch am Versinken!“

Einer weiteren Aufforderung bedurfte es nicht, um die braven Leute zur größten Eile anzuspornen. Sie ruderten schweigend und mit Anstrengung aller Kräfte. Das Boot flog durch die Wellen. Wieder warf der Schiffer einen Blick hinaus auf den Ertrinkenden. Er sah seinen Körper langsam verschwinden und dann, näher dem Boote, wieder zum Vorschein kommen. Immer näher kam das kleine Fahrzeug. Doch noch einmal verschwand der Körper, und jetzt berechnete der erfahrene Führer des Bootes, daß derselbe zum zweiten Male genau neben dem Schiffe emporkommen müsse. In höchster Aufregung rief er seinen Leuten zu: „Setzt alle Kräfte ein, meine Jungen! Noch ein paar Schläge, und dann Halt!“ So geschah es. Als der Körper wieder zum Vorschein kam, befand er sich in Armeslänge von dem Boote. Die starken Arme der braven Fischer streckten sich aus, um ihn zu greifen, und mehr als einer machte sich gefaßt auf einen jähen Sturz ins Wasser.

Es war keine leichte Aufgabe, den schweren, anscheinend leblosen Körper in das schwankende Boot zu ziehen. Wäre die See nicht so ruhig gewesen, so würde das Rettungswerk völlig unmöglich gewesen sein. So

aber gelang es den Fischern, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Ertrunkenen ins Boot zu heben. Hier legten sie ihn nieder und wandten alle in ihren Kräften stehenden Mittel an, um ihn ins Leben zurückzurufen. Zugleich ruderten sie so rasch wie möglich dem Lande zu, um wirksamere Hülfe zu suchen. Doch noch ehe sie den Strand erreichten, hatten sie die Genugthuung, zu sehen, daß der Gerettete einige Lebenszeichen von sich gab.

Inzwischen hatte sich der Strand allmählich belebt. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man die Kleider eines Mannes am Strande gefunden habe, während von dem Besitzer derselben weit und breit keine Spur zu sehen sei. Mit der größten Spannung hingen aller Blicke an dem Boote, das sich jetzt rasch dem Ufer näherte. Hunderte von willigen Händen streckten sich aus, um den Geretteten aus dem Boote ans Land zu bringen. Auf den Gesichtern aller Anwesenden war eine aufrichtige Freude zu lesen; denn es war ein lebender, atmender Mann, den vier kräftige Männer jetzt in die nächste Fischerhütte trugen, ein lebender Mann in doppelter Hinsicht. Denn er besaß nicht nur natürliches Leben, sondern auch das ewige Leben durch den Glauben an Jesum.

3.

Es mochte ungefähr eine Woche später sein, als eines Abends der aus den Wogen Gerettete in demselben Fischerboote saß und dem Fischer und seinen Leuten erzählte, was der Herr an jenem verhängnisvollen Morgen, als Tod und Gericht in ihrer schrecklichsten Gestalt vor seinen Augen standen, an seiner Seele gethan habe. Nach und nach kamen noch einige Fischer

hinzu, so daß der Erzähler von einem ganzen Kreise aufmerksamer Zuhörer umgeben war. Er war ein Gegenstand besonderen Interesses für sie geworden; denn waren sie es nicht, die ihn von dem sichern Tode des Ertrinkens gerettet hatten?

Im Laufe des Gesprächs begann der Erzähler von Jesu, dem Heilande der Sünder, zu reden und von der Unmöglichkeit, daß wir irgend etwas zu unsrer Errettung beitragen können. „Wir sind völlig hilflos,“ so sagte er unter anderm, „rettungslos verloren, so weit es uns betrifft. Alle unsre Anstrengungen vermögen nicht eine Sünde abzuwaschen, noch die Anforderungen der Gerechtigkeit Gottes zu befriedigen. Wenn das Werk unsrer Errettung nicht von Anfang bis zu Ende von einem Andern gethan wird, so sind wir verloren.“ Dann schlug er seine Taschenbibel auf und las:

„Gott aber, der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat, als auch wir in den Vergehungen tot waren, hat uns mit dem Christus lebendig gemacht — durch Gnade seid ihr errettet Denn durch die Gnade seid ihr errettet, mittelst des Glaubens; und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, auf daß niemand sich rühme.“ (Eph. 2, 4—9.)

„Da seht Ihr's, meine lieben Freunde, daß Gott allein es ist, der den verlorenen Sünder, ja, einen Menschen, der tot ist in Sünden und Uebertretungen, erretten kann, aber auch erretten will. Mein Zustand an jenem Morgen und meine Rettung durch Euch ist ein treffendes Bild von dem Zustande des Menschen von Natur und seiner Errettung durch die Gnade und Macht

Gottes.“ — Indem er sich hierauf zu dem Besitzer des Bootes wandte, fuhr er fort:

„Als Sie mich an jenem Morgen in dem Wasser entdeckten, war ich da wohl der Hülfe und der Rettung bedürftig?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte der Alte, „so bedürftig, wie es je ein Mensch gewesen sein mag.“

„Konnte ich mir selbst helfen?“

„Nein, unmöglich! Dafür war es schon zu weit mit Ihnen gekommen. Sie waren ja bereits wie tot.“

„Ganz recht; aber ich fühlte doch die gefährliche Lage, in welcher ich mich befand, und wie sehr ich Eurer Hülfe bedurfte?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete der Schiffer; „das war vorbei. Sie sahen und hörten und fühlten nichts mehr.“

„Dann verdanke ich alles, meine Rettung und mein Leben, Ihnen und Ihren braven Leuten?“

„Allerdings; wenn wir nicht in der Nähe gewesen wären, so würde es schlimm mit Ihnen ausgesehen haben.“

„Sie haben Recht, mein lieber Freund; aber hat ich Sie nicht, mir zu helfen? Flehte ich Sie nicht an, mich zu retten und in Ihr Boot zu nehmen? Rief ich nicht um Hülfe?“

„Wie hätten Sie das gekonnt, mein Herr? Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie völlig besinnungslos waren. Aber es bedurfte auch keines Bittens und Rufens Ihrerseits. Wir müßten doch Schurken sein, wenn wir einen Mitmenschen dem Tode nahe sähen und nicht einen Finger rühren wollten, um ihn zu retten.“

„Nun, meine lieben Freunde, ich konnte Euch also nicht bitten, mir zu Hülfe zu kommen; ich konnte Euch auch in dem Werke meiner Rettung nicht beistehen — ich war völlig hilflos und, wenn Ihr nicht gekommen wäret, rettungslos verloren. Ihr habt alles gethan, ich konnte nichts thun. Meine Errettung ist allein Euer Werk, und ich genieße nur die Früchte Eurer Arbeit. Und gerade so ist es mit Christo und dem Sünder. Er thut alles, ja, Er hat alles gethan; und der Sünder, der an Ihn glaubt, genießt die Früchte Seines Werkes. Wir sind von Natur tot in Sünden; wie könnten wir etwas zu unsrer Errettung beitragen? Wir haben den Herrn Jesum nicht einmal gebeten, aus dem Himmel herabzukommen und uns zu retten. Er kam ungebeten, freiwillig, aus Liebe zu den Verlorenen; Er, der Reine und Heilige, nahm unsre Sünden auf sich, litt an unsrer Statt und bietet jetzt jedem Heil und Rettung an als Seine freie, unverdiente Gabe. Er nahm unsern Platz ein und giebt uns jetzt Seinen Platz, so wie Ihr Euch der Gefahr preisgabet, ins Wasser zu stürzen, um mich aus dem Wasser in Euer Boot zu ziehen.“

„Sprechen Sie doch nicht mehr davon,“ riefen die Männer wie aus einem Munde. „Sie machen viel zu viel aus dem, was wir gethan haben. Ein jeder andere würde an unsrer Statt gerade so gehandelt haben.“ Und der alte Schiffer fügte hinzu: „Ich glaube, wir verstehen alle, was Sie sagen wollen. Gott hat uns heute eine gute Lektion gegeben.“

„Und doch muß ich noch einmal auf Eure That zurückkommen,“ fiel der vorige Sprecher ein. „Glaubt Ihr wohl, daß ich jemals, so lange ich auch noch leben

mag, jenen Morgen vergessen, oder jemals aufhören werde, den braven Männern dankbar zu sein, welche mich mit Gefahr ihres eignen Lebens von dem sicheren Wassertode retteten? Meint Ihr nicht, daß mein Herz stets mit Gefühlen des Dankes und der Liebe für diejenigen erfüllt sein wird, welche so viel für mich gethan haben? — Nein, nein," fuhr er fort, als die Männer ihm wieder in die Rede zu fallen suchten, „laßt mich; mein Herz drängt mich, Euch meinen Dank auszusprechen. Und gerade so ist es, wenn jemand den Herrn und Seine Liebe kennen lernt. Wenn ich sehe, was es Ihn gekostet hat, mich zu erretten, so kann ich unmöglich in derselben Weise vorangehen, wie ich es einst gethan habe, als ich Ihn noch nicht kannte. Ich kann nicht thun, als wenn alles das, was Er für mich gethan hat, nichts wäre. Ich fühle das Bedürfnis, Ihm zu danken und Ihm mein ganzes ferneres Leben hindurch durch die That zu beweisen, wie sehr ich Ihm dankbar bin und wie sehr ich begehre, Ihm durch mein Verhalten Freude zu machen."

Die Männer saßen schweigend da. Die gehörten Worte hatten offenbar einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen und Gewissen gemacht. Und als jetzt der Gerettete aufstand, um mit kurzen, innigen Worten dem Herrn für Seine Liebe zu danken, da entblößte sich ehrfurchtsvoll jedes Haupt, und manches Auge der wetterharten Seelente wurde naß. Für mehr als einen unter ihnen wurde dieser Abend zu einem entscheidenden Wendepunkt für sein ganzes Leben. Mehrere wandten sich von Herzen zu Jesu und fanden Frieden in dem Glauben an Sein vergossenes Blut. Die ganze herrliche Frucht aber, die unter der gnädigen Leitung

Gottes aus dem Unfall jenes Morgens hervorgegangen ist, wird wohl erst an jenem Tage offenbar werden, wenn der Herr kommt, um alle die Seinigen zu sich zu nehmen.

Und nun, mein lieber Leser, erlaube mir, ehe wir heute von einander scheiden, die ernste Frage: Wie steht es um das Heil deiner unsterblichen Seele? Baust du auch auf dein ehrbares Leben, auf deine guten Werke, deine Gebete und Almosen, wie unser geretteter Freund es einst that? O möchtest du dann auch, wie er, heute noch zu der Erkenntnis kommen, daß alle diese Dinge, so schön und begehrenswert sie an und für sich scheinen mögen, doch nimmermehr einen heiligen Gott befriedigen können! Sie können dem Herzen nimmermehr wahren Frieden und göttliche Ruhe geben. Das vermag allein der einfältige, kindliche Glaube an das am Kreuze geflossene Veröhnungsblut Christi. „Denn es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes, und werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist; welchen Gott dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben an Sein Blut, zur Erweisung Seiner Gerechtigkeit . . ., daß Er gerecht sei und den rechtfertige, der des Glaubens an Jesum ist.“ (Röm. 3, 22—26.)

„Es ist vollbracht.“

Ein Baumeister übernimmt den Bau eines Hauses. Er legt den Grund, führt die Mauern auf, zimmert das Dach, kurz, er führt alle die Arbeiten aus, welche in

seinem Vertrag vorgesehen sind, und übergibt dann den Bau seinem Bauherrn. Sein Werk ist vollbracht, seine Arbeit vollendet. Ein Schiffszimmermann baut ein Schiff; er legt den Kiel, setzt die Rippen ein, bekleidet sie mit starken Planken, baut das Deck, richtet die Maste auf, versieht sie mit dem nötigen Tafelwerk, und das Schiff ist fertig, um in See zu gehen. Sein Werk ist vollbracht. Wie leicht verständlich sind die Worte: „Es ist vollbracht,“ im Blick auf den Bau eines Hauses oder eines Schiffes!

Mein Leser erlaube mir jetzt, seine Aufmerksamkeit auf jene Worte in Verbindung mit einem andern Gegenstand zu richten. Wir finden sie in Joh. 19, 30: „Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach Er: Es ist vollbracht! und Er neigte das Haupt und übergab den Geist.“

Nichts könnte kostbarer sein für einen armen, heilsbedürftigen, sündigen Menschen als diese drei Worte: „Es ist vollbracht!“ Möchte ein jeder meiner Leser ihre wunderbare Bedeutung verstehen lernen und ihre unendliche Kostbarkeit und ihren ewigen Wert für seine eigne Seele genießen! Es waren die letzten Worte, welche unser sterbender Heiland in dieser Welt der Sünde aussprach. Er sprach: „Es ist vollbracht! und Er neigte das Haupt und übergab den Geist.“ Sicher, diese Worte haben eine überaus gesegnete Bedeutung für jeden verlorne Sünder. Warum war der gepriesene Sohn Gottes, der Herr der Herrlichkeit, der Schöpfer des Himmels und der Erde, überhaupt auf dem Kreuze? Warum sprach Er jene Worte aus, ehe Er Seinen Geist übergab? Die Sünde hatte zwischen Gott und dem Menschen eine unübersteigliche Kluft befestigt, eine un-

ermessliche Entfernung geschaffen. Gott war heilig, Er war und ist Licht, und gar keine Finsternis ist in Ihm; (1. Joh. 1, 5.) und der Mensch war unrein, unheilig, sündig, mit einem Worte, völlig unpassend für die Gegenwart Gottes.

Denke hierüber einen Augenblick nach, mein lieber Leser. Gott muß stets der Sünde entgegen sein. Er kann nicht anders, weil Er heilig und gerecht ist. „Er ist zu rein von Augen, um das Böse zu sehen, und die Mühsal vermag Er nicht anzuschauen.“ Du aber hast gesündigt; dein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Kette von sündigen und unreinen Gedanken, Worten und Werken. Deshalb besteht zwischen dir und Gott eine weite, unendlich weite Entfernung. Dein eignes Gewissen sagt dir, daß du schuldig und dem Gericht verfallen bist, daß du Gott nicht in Frieden begegnen kannst. Ja, du vermagst nicht einmal an Ihn zu denken mit einem ruhigen und friedeerfüllten Herzen. Vielmehr füllen Schrecken und Angst deine Seele, wenn du an eine Begegnung mit dem heiligen, gerechten Gott denkst. Du fühlst, daß es furchtbar sein muß, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Ach, welche eine schreckliche Sache ist die Sünde! Wie furchtbar sind ihre Folgen! Wohin hat sie den Menschen gebracht, der einmal in glückseliger Ruhe in der Gegenwart Gottes weilen konnte? Er ist nicht nur von Gott getrennt, so lange er hienieden ist, sondern wird auch ewig von Ihm getrennt bleiben, wenn er in seinen Sünden stirbt.

Aber was kann denn geschehen, um den Sünder zu Gott zurückzubringen? Was kann geschehen, um die Gerechtigkeit Gottes zu befriedigen und die Liebe und

das Erbarmen Gottes dem Sünder nahe zu bringen? Wahrlich, das ist eine ernste, inhaltschwere Frage, eine Frage von unendlicher Wichtigkeit. Noch einmal möchte ich dich bitten, mein Leser, deine Aufmerksamkeit einen Augenblick dieser Frage zuzuwenden. Zu sterben, ohne daß diese Frage gelöst ist, ohne daß du von Herzen die einzige Antwort darauf geben kannst, heißt dasselbe, als für alle Ewigkeit verdammt zu werden. Welch ein erschreckender Gedanke!

Je mehr wir den Zustand des Menschen vor Gott betrachten, so wie er in dem Worte Gottes beschrieben wird, desto mehr sehen wir, daß der Mensch völlig unfähig ist, sich aus eigener Kraft die Gunst und das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Der Versuch, von der Erde auf einen der nächsten Fixsterne zu reisen, die immer noch mehrere Billionen von Meilen von uns entfernt sind, wäre nicht hoffnungsloser, als der Versuch, sich durch irgend welche eigne Anstrengungen Gott nahe zu bringen. Im 14. Psalm sehen wir Gott vom Himmel herniederschauen auf die Menschenkinder, um „zu sehen, ob ein Verständiger da sei, der Gott suche“. Doch was ist das Resultat? Hören wir, was Gott sagt: „Alle sind abgewichen, sie sind allesamt verderbt; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht einer.“ Welch ein ernstes Resultat — das Resultat des nie irrenden Urteils Gottes! Das Verderben ist allgemein. Die ganze menschliche Familie wird von Gott selbst für schuldig und verderbt erklärt. Da ist kein Unterschied!

Doch ist es der Wille Gottes, daß alle Menschen rettungslos verloren gehen? O nein, gerade das Gegenteil ist der Fall. Gott „will, daß alle Menschen errettet

werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Was hat Er gethan, um den Menschen aus seinem Elend zu befreien? Er ist in der Person Seines Sohnes auf dem Schauplatz der Sünde und des Elendes des Menschen erschienen. Er hat also die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn dahingab, um für den Sünder zu sterben. Gott haßt die Sünde, aber Er liebt den Sünder. Der gepriesene Sohn Gottes kam auf diese Erde herab und füllte mit Seiner Person die Entfernung zwischen Gott und dem Sünder aus. Er errichtete auf dem Kreuze gleichsam eine Brücke über den gähnenden Abgrund, den die Sünde zwischen Gott und den Menschen geschoben hatte, so daß der Sünder jetzt in Frieden Gott nahen kann. „Denn Gott ist einer, und einer Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle, wovon das Zeugnis zu seiner Zeit verkündigt werden sollte.“ (1. Tim. 2, 5. 6.)

O richte dein Auge auf das Kreuz, mein Freund, und siehe, was dort deinen Blicken begegnet! Der Sohn Gottes haucht Sein Leben aus und übergiebt Seinen Geist in die Hände des Vaters! Welch eine staunenerregende Thatsache! Und warum that Er es? Weil die göttliche Gerechtigkeit durch nichts Geringeres befriedigt werden konnte. Ihren Anforderungen konnte nur das Opfer des reinen, fleckenlosen Lammes Gottes begegnen. Gott sei gepriesen! Er hat dieses Opfer in der Person Jesu Christi, Seines geliebten Sohnes, auf dem Fluchholze gebracht. Der Gerechte stand an der Stelle der Ungerechten; der Reine und Heilige nahm den Platz der Unreinen und Unheiligen ein, um ihre Sünden zu tragen, um das Gericht, das sie verdient

hatten, über Sein schuldloses Haupt ergehen zu lassen, um eine ewige Verjöhnung zu bewirken und den Sünder, der an Ihn glaubt, Gott nahe zu bringen. Gab es ein Werk zu vollbringen, das die Kräfte des Sünders unendlich weit überstieg? — Jesus vollbrachte dieses Werk an dem Kreuze. Er starb dort, um durch das Schlachtopfer Seiner selbst die Sünde hinwegzuthun. Er verherrlichte Gott im Blick auf die Sünde und vollbrachte, indem Er sich selbst aufopferte, das Werk der Verjöhnung. Und ehe Er Seinen Geist übergab, rief Er mit starker Stimme jene gesegneten Worte aus: „Es ist vollbracht!“

Bedarf es für dich noch eines weiteren Zeugnisses dafür, daß alles vollbracht ist, was die ewige und unerschütterliche Grundlage der Errettung des Sünders bildet? Dann höre, was Gott weiter gethan hat. Er hat Seinen Sohn auferweckt und Ihm Herrlichkeit gegeben; und das ist der unbestreitbare, ewig gültige Beweis von der göttlichen Wahrheit der Worte Christi: „Es ist vollbracht!“ — und nicht nur das, sondern auch der Beweis, wie hoch Gott das Werk schätzt, welches Sein Geliebter auf dem Kreuze vollbracht hat.

Alles das begegnet dem Bedürfnis des Sünders in der vollkommensten Weise. Die letzten Worte des Herrn bilden gleichsam ein sanftes Ruhelissen, auf welchem seine müde Seele im Glauben ewig ruhen kann. Indem er an Jesum glaubt, ist er, kraft des vollbrachten Werkes des Herrn, zu Gott gebracht und errettet. Gesegnete Thatsache!

Handelt es sich um seine Sünden? Sie sind alle vergeben. (Apostgisch. 10, 43.) Lechzt seine Seele nach Frieden und Ruhe? Er findet Frieden und Freude

im Glauben an Jesum. (Röm. 15, 13.) Fühlt er, daß sein Gewissen gereinigt werden muß? Es ist gereinigt durch das Blut Christi. (Hebr. 9, 14.) Bedarf er Gerechtigkeit? Er ist die Gerechtigkeit Gottes geworden in Christo. (2. Kor. 5, 21.) Wünscht er, ewiges Leben zu haben? Er besitzt das ewige Leben durch den Glauben an den auf das Kreuz erhöhten Sohn des Menschen. (Joh. 3, 14. 15.) Handelt es sich um die Herrlichkeit Gottes? Er ist fähig gemacht, sich in Hoffnung der Herrlichkeit Gottes zu rühmen. (Röm. 5, 2.)

Ja, mein Leser, es ist Jesus, der das Werk vollbracht hat; und du bist berufen, in einfältigem Glauben deines Herzens auf diesem Werke zu ruhen. „Stehe still und sieh die Rettung Jehovas!“ Auf Grund dieses vollbrachten Werkes kann Gott das Schwert Seiner Gerechtigkeit in die Scheide stecken und jeden Sünder schützen, der auf Jesum vertraut und an Sein vergossenes Blut glaubt. O behandle diese Sache nicht gleichgültig, mein Freund. Gott selbst fordert dich auf, zu sehen und im Glauben das anzunehmen, was Seine Liebe für dich bereitet hat. Er ruft dir zu: „Das Werk ist vollbracht; darum komm und laß dich erretten!“ Kannst du einer solchen Liebe noch länger widerstehen? Willst du dein Herz einer solch freundlichen und dringenden Einladung gegenüber verhärten? O thue es nicht! Spiele nicht länger mit dem Heil deiner unsterblichen Seele! Bedenke, daß heute der Tag des Heils für dich ist! Auf dem vollbrachten Werke Christi ruhen heißt, für Zeit und Ewigkeit errettet sein. In seinen Sünden sterben heißt, in ein ewiges Weh, in eine unsägliche Pein versinken. Darum laß dich bitten, heute noch zu Jesu zu eilen und dem kommenden Zorn zu entfliehen!

1. „Es ist vollbracht!“ das große Werk, das schwere.
Gott ist gerecht — Ihm ward nun Seine Ehre
Durch Seinen Sohn, der laut verkündet hat:

„Es ist vollbracht!“

2. „Es ist vollbracht!“ was Gottes Liebe wollte,
Was für den Sünder, den verlornen, sollte
Zur Rettung und zum ew'gen Heile sein,
Das ist vollbracht.

3. „Es ist vollbracht!“ durchtönt's die Ewigkeiten
Zu Gottes Lob, zu der Erlösten Freuden;
Sie danken Gott, sie beten Jesum an,
Daß Er's vollbracht.

4. „Es ist vollbracht!“ — Wer wollt's nicht gläubig hören?
Wer länger noch auf eigenem Pfad sich mehrten
Biel Mühsal, und nicht heut' zu Jesu gehn?
Er hat's vollbracht!

Das erhörte Gebet.

In einem Dorfe, auf dessen Namen es nicht weiter
ankommt, lebte ein Mann mit seinem Weibe und drei
Kindern. Er hatte zwei Kühe und mehrere Schafe,
auch so viele Acker und Wiesen, daß er ohne Sorgen,
ja sogar im Wohlstand hätte leben können. Und doch
gab es kein Glück, keinen Frieden, keinen Segen unter
seinem Dache. Woher kam das? An Orten, wo das
Wort Gottes verkündigt wurde, sah man den Mann
fast nie, desto öfter aber, Sonntags und Werktags, im
Wirtshause. Aus diesem kam er selten oder nie nüch-
tern heim; und dann trieb er's, daß es einen Stein
hätte erbarmen mögen. Er zankte, fluchte und schrie
über seine Hausgenossen und verfuhr in der rohesten
Weise mit dem armen Weibe und den schreienden Kin-
dern. Es war, mit einem Wort, ein höchst trauriges

Leben und kein Ende davon zu sehen. Daß man diesen Mann im ganzen Dorfe nur den „bösen Andres“ nannte und ihn wie eine ansteckende Krankheit mied, wird meine jungen Leser nicht Wunder nehmen. Die Kinder: Anton, Konrad und Elisabeth, fürchteten den Vater sehr; und wenn sie ihn vom Wirtshause daher taumeln sahen, so verkroch sich das eine hier, das andere dort in einen Schlupfwinkel, oder sie flüchteten gemeinsam in des Nachbars Haus, wie ein Schiffer in einen Hafen eilt, wenn er einen Sturm kommen sieht. Ach, wie viel Ursache zum Dank haben alle die Kinder, welchen Gott brave, gottesfürchtige Eltern gegeben hat, die sie zu allem Guten anhalten und ihnen den Weg zum Himmel zeigen! Aber wie wenig denken solche Kinder oft an das große Vorrecht, welches sie genießen! Sie reden und handeln, als ob sich das alles ganz von selbst verstände und gar nicht anders sein könnte.

Gleich neben dem „bösen Andres“ wohnte der Schuster Daniel; bei diesem ging es ganz anders zu. Zwischen beiden Haushaltungen war ein Unterschied, wie zwischen einem stürmischen Herbsttage und einem lieblichen Maimorgen. Wohlhabend war Daniel durchaus nicht, vielmehr ein ganz unbemittelter Mann. Er hatte nur einige kleine Stücke Land, auf welchen er nur das Allernotwendigste für seinen und seiner Kinder Unterhalt: Kartoffeln, Rüben und etwas Roggen, bauen konnte. In Fehljahren reichte es nicht einmal hin; dann ging es sehr knapp her, und Daniel mußte seinen Fleiß beim Schustern verdoppeln. Selbst im hohen Sommer stand er mit der Sonne auf, und unverdrossen, mit emsigem Fleiße sah man ihn den ganzen Tag über

bei der Arbeit sitzen. Erst am späten Abend ließ er Ahle und Pechdraht ruhen.

Aber woher kam es denn, daß er ein glücklicher, immer heiterer, vergnügter Mann war, der selbst in harten Zeiten Lob- und Dankeslieder sang, und zwar von Herzen? Ich will es euch sagen. Er kannte den Heiland und liebte Ihn, und darum setzte er auch sein ganzes Vertrauen auf seinen himmlischen Vater, von dem er gewiß wußte, daß Er ihn nie verlassen noch versäumen werde. Mit seinem Weibe lebte er in stetem Frieden; seine Kinder liebte er sehr; und Weib und Kinder hingen wiederum mit der innigsten Liebe an dem Vater. Die Kinder will ich euch aber jetzt auch nennen: der Älteste hieß Christoph, dann folgte der Heinrich, dann die Magdalena, und die Kleinste hieß Köschchen. Des böjen Andres Anton und des Schusters Heinrich waren gute Kameraden zusammen.

Sonntag nachmittags fand man den Daniel stets daheim bei Weib und Kindern, wo er ihnen aus dem Neuen Testament von dem Herrn Jesu und Seiner großen Liebe, oder aus dem Alten die Geschichte Abrahams, Josef's, Davids, Daniels zc. zc. erzählte; und da hätten ihr die Kleinen sehen sollen, mit welcher Aufmerksamkeit sie auf ihren Plätzen saßen und lauschten. Wirklich, sie freuten sich alle auf den Sonntag, merkten und faßten sehr gut auf, richteten Fragen an den Vater, wenn sie etwas nicht recht verstanden, und dachten über das Gehörte nach. kamen die Knaben dann mit Anton und Konrad zusammen, so erzählten sie ihnen wieder, was sie wußten. Munter und fröhlich gingen sie dann in die Wochentage hinein. Außer der Schulzeit mußte Christoph, so viel er konnte, dem

Vater beim Handwerk behülflich sein, und Heinrich hatte sein zweijähriges Schwesterlein Röschen zu hüten, weshalb die beiden letzteren auch ganz besonders an einander hingen.

Eines Tages aber wurde Röschen sehr krank und immer kränker und schwächer. Das ging den Eltern und Geschwistern sehr zu Herzen. Die sechsjährige Magdalena meinte, das Schwesterlein dürfe nicht sterben; sie bleibe ja sonst das einzige Mädchen, und sie könne nicht alles allein thun. Heinrich aber, der am anhänglichsten war, fühlte sich Tag und Nacht in großer Bekümmernis. Sein erstes Geschäft, wenn er aufstand, oder wenn er aus der Schule kam, war, nach dem kranken Röschen zu sehen. Einmal traf er's gerade, daß der Doktor da war, und diesen hörte er zur Mutter sagen, daß für die Wiedergenesung des Kindes fast keine Aussicht mehr sei. Das fuhr dem armen Heinrich wie ein Stich durch's Herz; er ging hinaus und weinte bitterlich. In seiner Betrübniß nun fiel ihm ein, wie der Herr Jesus allen Kranken, die Ihn um Seine Hülfe ansprachen, so gern geholfen habe. Daher faßte er den Entschluß, ebenfalls den Herrn Jesum zu bitten, daß Er sein Schwesterlein nicht sterben lassen möchte. Sogleich suchte er einen einsamen Winkel auf und betete recht von Herzen: „Lieber Herr Jesus! Du hast schon viele Kranke gesund gemacht; o mache nun auch mein Schwesterchen wieder gesund. Wir haben sie alle so lieb; und wir würden alle viel weinen müssen, wenn sie stürbe.“ — Diese Bitte wiederholte er mehrmals; und der Erhörung derselben gewiß, eilte er hastig dem Bettlein des kranken Kindes zu, weil er meinte, sie müsse schon wieder aufstehen können. Der gute Knabe

wußte noch nicht, daß wir oft längere Zeit im Gebet anhalten und auf die Hülfe des Herrn harren müssen. Wie er denn sah, daß Röschen immer noch gleich krank war, so wurde er traurig, wiederholte aber immer wieder seine Bitte, und zwar noch dringender als zuvor; über dem Beten aber ward es ihm immer leichter um's Herz.

Am neunten Tage der Krankheit endlich fing es an, mit Röschen besser zu werden; und nach etlichen Wochen, siehe, da sprang und hüpfte und lachte sie wieder wie sonst. Heinrich war nun doppelt glücklich, einesteils, weil ihm sein liebes Schwesterlein erhalten worden war, und dann auch, weil er erfahren hatte, daß der Heiland auch noch jetzt auf das Gebet der Kinder merkt. Freudig erzählte er seiner Mutter, wie es ihm ergangen sei, und fügte hinzu: „Nun will ich aber mein Lebtag dem Herrn Jesu gehorsam sein, und will Ihm immer alles sagen und Ihn um alles bitten. Er kann mir's ja gewiß geben; nicht wahr, Mutter?“

„Ja,“ antwortete die Mutter, „wenn es zu Deinem Besten ist, so giebt Er Dir, um was Du bittest. Aber das mußt Du Ihm überlassen, ob Er's thun will oder nicht; denn Er weiß immer am besten, was gut ist oder nicht.“

Wir müssen nun aber wieder beim „bösen Andres“ einkehren, so sauer uns auch der Gang werden will. Da ist noch immer die alte schlimme Wirtschaft. Weib und Kinder sind stets in Furcht und Angst; und er selbst ist meistens betrunken, hart, händelsüchtig, ein rechter Unhold! Eines Abends kam er ganz besonders zornig aus dem Wirtshause heim. Anton war gerade allein in der Stube; und da er auf des Vaters Be-

fragen, wo die Mutter sei, nicht sogleich Bescheid zu geben vermochte, so geriet derselbe in große Wut und schlug ihn mit einem Prügel über den Kopf, daß das Blut herunterlief. Anton flüchtete sich, laut aufschreiend und schluchzend, hinter das Haus, wo er gerade seinen Freund Heinrich fand, der ihn in teilnehmendem Tone fragte: „Warum weinst Du? Was hat's — —?“ Hier stuzte er; denn er sah in diesem Augenblick den blutenden Kopf des Kameraden. Anton, der vor Jammer kaum zu sprechen vermochte, erzählte nun unter fortwährendem Schluchzen, daß ihn der Vater so sehr mißhandelt habe, indem er hinzufügte:

„Ach! einen solchen Vater, wie wir, hat kein Mensch. Ihr habt's gut; Euer Vater schlägt Euch nie so grausam; er erzählt Euch lieber hübsche Geschichten. Wenn ich nur auch solch einen Vater hätte wie Du! Ich möchte lieber nach Amerika gehen, als alle Tage so geschlagen werden.“

„Nein, nein,“ fiel Heinrich ein; „nach Amerika darfst Du nicht gehen; denn sonst müßtest Du ja über ein großes, großes Wasser; vorn ist nichts als Wasser, und wenn man zum hintersten Fenster des Schiffes hinaussehaut, so sieht man wieder nichts als Wasser. Da würdest Du große Angst haben und gern wieder nach Hause laufen, wenn Du könntest.“

„Aber was soll ich denn machen?“ fragte Anton. „So halte ich's gewiß nicht länger aus.“

„Hast Du denn noch nie zum Herrn Jesu gebetet, daß Er Dir einen braven Vater schenken möchte?“ fragte Heinrich.

„Nein, das habe ich noch nicht gethan,“ erwiderte Anton. „Aber kann Er das denn?“

„Ei freilich; der Herr Jesus kann alles,“ versicherte Heinrich. „Als unser Köschchen so krank war, daß wir glaubten, sie müsse sterben, da habe ich zum Herrn Jesu gebetet, daß Er sie doch wieder gesund machen möchte; und Er hat's wirklich gethan. Bete Du nur auch; und Du sollst sehen, Er erhört Dich.“

Da faßte Anton Mut und dachte: „Ich will's einmal versuchen; vielleicht gelingt's.“

Und so oft er nun seinen Vater aus dem Wirtshause kommen sah, schlich er sich auf den Heuboden und betete dort ganz laut; denn er meinte, der Herr Jesus höre ihn sonst nicht. Freilich wußte der gute Junge nichts anderes zu beten, als: „Herr Jesus! gieb mir doch einen guten Vater!“

So verstrichen mehrere Wochen, und es blieb doch immer beim Alten. Der Vater fluchte und schlug wie immer, nur daß, während Anton auf dem Heuboden betete, die Schläge ihn nicht treffen konnten. Aber gar oft warteten solche auf ihn, wenn er wieder in die Stube zurückkam. Betrübt legte er sich eines Abends in sein Bett; es kam ihm vor, als ob sein Gebet nimmer erhört werden sollte. Da träumte ihm in jener Nacht, er sei gestorben und ein Engel hole ihn ab und trage ihn in den Himmel; und wie er dort eintrete, so komme ihm sein Vater entgegen und rufe ihm mit heiterm Gesicht zu: „Du hast für mich gebetet, und der Herr Jesus hat Dein Gebet erhört; denn siehe, jetzt sind wir beide im Himmel.“ Da erwachte Anton, und es wurde ihm ganz freudig zu Mute. Von dem Tage an betete er noch viel öfter und ernstlicher um einen guten Vater, ohne jedoch zu begreifen, wie ihm diese Bitte gewährt werden könne.

Nach einiger Zeit trug es sich zu, daß der Vater von einem Kirschbaum herunterfiel und übel zugerichtet wurde. Unter heftigen Schmerzen wurde er in sein Bett getragen; der Arzt fand seinen Zustand bedenklich. An dem darauf folgenden Tage besuchte der Prediger des Ortes, der ein gläubiger Mann war, den verunglückten Andres. Kaum aber erblickte der Kranke denselben, so fing er an zu fluchen, daß ihm ein solches Unglück widerfahren sei; er habe das nicht verdient; denn er arbeite fleißig, bringe niemanden um das Seine, sei noch nie von der Obrigkeit bestraft worden; Gott sei ungerecht und dergleichen mehr.

Der Prediger hörte ihn geduldig an. Erst als Andres etwas stiller geworden war, entgegnete er ihm in liebevollem Tone, daß Gott gewiß nur Liebesabsichten über ihn im Sinne habe. Er bitte ihn daher, doch einmal ernstlich über sein vergangenes Leben nachzudenken; vielleicht werde er doch manches finden, dessen er sich nicht rühmen könne. Mit diesen Worten entfernte er sich.

Andres fühlte sich wider seinen Willen getroffen. Den Tag über war er jedoch nicht aufgelegt zur Selbstprüfung; er fühlte wohl, daß dabei nicht viel Gutes für ihn herauskommen würde. Er war viel geneigter, andere anzuklagen als sich selbst. Aber als die Nacht kam und er allein auf seinem Schmerzenslager hingestreckt lag, da trat die ganze Vergangenheit vor seine Seele, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Es war ihm, als wolle sich ein endloses, immer schwärzer werdendes Sünden-Register vor seinen Augen aufthun, und als fielen alle die Flüche und Schläge, womit er sein Weib und seine Kinder mißhandelt hatte, siebenfach auf

ihn zurück. Eine innere Angst vor dem Tode, vor dem Gericht Gottes ergriff ihn und nahm immer mehr zu; sie brachte ihn fast zur Verzweiflung, so daß er seine körperlichen Leiden beinahe darüber vergaß.

So verstrichen volle acht Tage. Endlich konnte er es nicht länger mehr aushalten; er ließ jenen Prediger bitten, ihn doch noch einmal zu besuchen. Mit Freuden erfüllte dieser seine Bitte; und wie ganz anders fand er jetzt den Kranken! Derselbe empfing ihn dieses Mal nicht mit Schmah- und Lästerreden, nicht mit Klagen und Murren gegen Gottes Schickung oder gegen andere Leute, sondern mit der Selbstanklage: „Ach, was bin ich für ein schlechter Mensch! Glauben Sie, daß mir noch geholfen werden könnte? Nein, nein! Ich bin verloren für Zeit und Ewigkeit!“

„Nein,“ fiel der Prediger ein, „denn „so wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe keine Lust am Tode des Gesetzlosen, sondern daß der Gesetzlose umkehre von seinem Wege und lebe.“ (Hes. 33, 11.) Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt von aller Sünde. Darum fasset Mut, Andres, und wendet Euch im Glauben zu Jesu, der für solch Gottlose, wie Ihr seid, Sein Leben hingegeben hat. Er stößt niemanden hinaus, der zu Ihm kommt. Es ist wahr, Ihr habt nichts anderes verdient, als den Tod und die ewige Verdammnis; aber der Herr Jesus sagt selbst: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern ewiges Leben haben.“

Der Kranke lauschte mit zurückgehaltenem Atem. Aber kein Lichtstrahl göttlichen Trostes durchdrang die finstern Schatten seiner armen Seele. Lange sprach der

Prediger ihm zu; aber als derselbe geendet hatte, rief Andres wie in Verzweiflung aus: „Ach! das ist nichts für einen solch großen Sünder, wie ich bin; ich habe es gar zu arg gemacht.“

Da erhob der Prediger die betende Stimme. Er flehte zu dem Herrn mit ganzer Inbrunst des Herzens um völlige Erleuchtung und Befehrung des Kranken, und um den Trost der Gnade und Vergebung. Andres schien allmählich ruhiger zu werden, und der Prediger verließ das Zimmer. Noch in derselben Nacht fand er völligen Frieden. Die schwere, drückende Last wurde ihm vom Herzen genommen. Er wurde innerlich der Vergebung seiner Sünden versichert und rief unter Thränen aus: „Ja, jetzt weiß ich, daß mir Gott um Jesu Christi willen gnädig und barmherzig ist. Nun will ich künftig Ihm allein dienen und leben.“ — Und mit welch schmerzlichen Gefühlen bat er jetzt sein Weib um Verzeihung, indem er sich anklagte, sie immer so grob behandelt und ihr durch sein gottloses Leben so viel Herzeleid und Kummer bereitet zu haben! Und wie glücklich fühlte sich Anton, als der Vater ihm und seinen Geschwistern so freundlich die Hand reichte!

Sechs Monate mußte Andres das Bett hüten, und zwar oft unter großen Schmerzen, bis es Gott gefiel, die Mittel des Arztes zu segnen und dem Kranken wieder Kraft zu schenken, daß er seinen Geschäften nachgehen konnte. Freilich behielt er zeitlebens einen Schaden an sich; aber diesen betrachtete er als eine stete Erinnerung an seine Sünden und an die Todesangst, welche er ausgestanden hatte, und als eine Mahnstimme, die ihn sein Versprechen, nicht mehr der Sünde dienen zu wollen, nie vergessen ließ.

Und in der That zeigte er in seinem ganzen Wesen einen tiefen Ernst; er ließ die Gnade Gottes in sich wirken und sich durch dieselbe bewahren; er war mit einem Worte ein neuer Mensch geworden und bewies es durch Wort und Wandel. Die Sonntage brachte er in einer ganz anderen Weise zu wie früher. Wie in dem Hause des Nachbarn Daniel, so sah man jetzt auch hier die Familie um den Vater versammelt, um auf seine Erzählungen aus der Heiligen Schrift zu horchen. Der Friede Gottes herrschte sichtlich in dem kleinen Kreise.

So war in Wirklichkeit das Gebet des kleinen Anton erhört worden. Gott hatte ihm statt eines bösen Vaters einen guten Vater geschenkt.

Und nun, mein lieber junger Leser, betest du auch zum Herrn, wenn Not und Kummer dich drücken? Und hast du auch schon gefühlt, daß du ein ebenso großer Sünder bist wie der Vater unsers Anton? Ja gewiß, du bist es in den Augen Gottes. Aber siehe die Freundlichkeit und Güte des Heilandes! Er erhörte das Gebet des leidenden Knaben; und Er errettete den unglücklichen Vater aus einem Leben der Sünde und vom ewigen Verderben. Auch dich möchte Er gern glücklich machen; darum eile zu Ihm, damit auch du sagen kannst: „Jetzt weiß ich, daß Er mich von allen meinen Sünden gereinigt hat durch Sein kostbares Blut.“

Zwei Geschichten von einem Groschen.

Ein kleines Ding kann oft die Veranlassung zu großen Wirkungen werden. Davon liefern die beiden folgenden Geschichtchen einen deutlichen Beweis.

Auf der Schwelle eines Hauses lag einmal ein Groschen. Wie er dorthin gekommen war, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ein Straßenjunge vorüberging und das kleine Ding am Boden blinken sah. Er hob es auf, und, obgleich er wußte, daß es nicht fein war, steckte er es dennoch in die Tasche, ging hin und kaufte sich Leckereien dafür. Nicht lange nachher stahl er ein Behngroschenstück, und so trieb er's fort, bis er ein allgemein bekannter und gefürchteter Dieb war. Zuletzt wurde er sogar bei einem Einbruch zum Mörder eines Mannes, der sich ihm zur Wehr gesetzt hatte. Er wurde hierauf gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Kurz vor seiner Hinrichtung legte er ein reumütiges Bekenntnis ab und sagte, daß er die widerrechtliche Aneignung jenes Groschens als den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn der Sünde und als die Ursache seines ganzen Elendes und seines frühen Todes betrachten müsse.

Das ist eine traurige Geschichte, nicht wahr? so kurz sie ist. Doch ich will euch noch eine andere Geschichte von einem Groschen erzählen, der aber nicht gestohlen wurde, sondern den ein Knabe eines Tages zum Geschenk erhielt. Was that er damit? Ging er auch hin und verschwendete ihn an Leckereien? O nein. Einen Augenblick zwar fühlte er sich versucht, das Geldstück auf diese Weise auszugeben, aber er besann sich bald eines Bessern, ging hin und kaufte Traktate dafür; diese legte er mit noch anderen guten Schriften in eine Schachtel, welche an einen Missionar in Indien geschickt wurde. Und diese Schachtel erreichte mit noch vielen andern Sachen wohlbehalten den Ort ihrer Bestimmung. Der Missionar packte sie aus und legte die Traktate zur gelegentlichen Verwendung in seinen Schreibtisch.

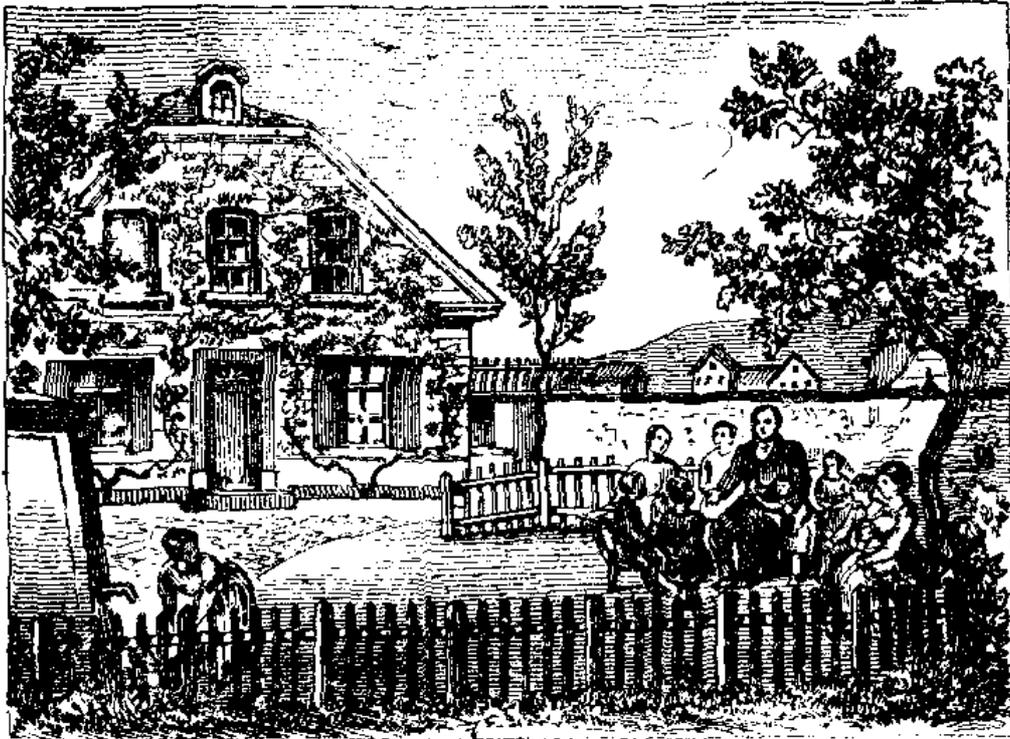
Nun geschah es eines Tages, daß der Sohn eines allgemein gefürchteten Räubers im Innern Indiens auf einem seiner Streifzüge müde und hungrig in das Haus des Missionars trat. Man hatte ihm viel von dem freundlichen Fremden erzählt, und er wünschte ihn kennen zu lernen. Leider war der Missionar nicht zu Hause; doch die Frau desselben nahm den Jüngling freundlich auf und erquickte ihn mit Speise und Trank. Diesem gefiel es so gut, daß er einen Tag zu bleiben beschloß. Aus dem einen Tage wurden jedoch Wochen und Monate. Die Frau des Missionars unterwies den Jüngling im Lesen und gab ihm endlich mehrere der obengenannten Traktate. Das Lesen derselben hatte eine gesegnete Wirkung. Der Jüngling kam zum Nachdenken über sich und seinen Zustand vor Gott, geriet in große Sündennot und fand endlich Frieden durch den Glauben an das Blut Jesu.

Jetzt litt es ihn nicht länger in dem Hause des Missionars. Er kehrte in seine heimatlichen Berge zurück und nahm jene Traktate und noch viele andere Schriften mit. In seinem Wohnorte angekommen, versammelte er seine Freunde und Nachbarn um sich und erzählte ihnen von Jesu, dem Heilande der Sünder. Auch gab er ihnen Unterricht im Lesen und teilte ihnen mit, welche köstliche Dinge in den mitgebrachten Schriften zu lesen seien. Und siehe da, kaum war ein Jahr seit der Rückkehr des Jünglings vergangen, als eine Anzahl seiner Stammesgenossen den Götzendienst aufgab und sich zu Christo bekannte.

Wenn nun ein kleiner Knabe mit seinem Groschen so viel Gutes bewirken konnte, so denke ich, daß wohl keiner von meinen Lesern zu jung oder zu arm ist, um nicht auch etwas für das Werk des Herrn und zum Besten seiner Mitmenschen thun zu können. Was sagen meine jungen Freunde dazu?



Samenkörner.



16. Bändchen.

J. Brochhaus, Elberfeld.
Baustr. 52.